

# Sewastopol

Lew Tolstoi

# Sewastopol

# **Lew Tolstoi**

# **Leo Tolstoj**

Deutsch von Hanny Brentano

Mit Bildschmuck von Professor A.  
Brentano

Regensburg  
Druck und Verlag von Josef Habbel

## **Sewastopol im Dezember 1854.**

Die Morgenröte beginnt eben erst den  
Himmelsrand über dem Ssapunberge zu  
färben; die dunkelblaue Meeresfläche hat  
bereits die Dämmerung der Nacht  
abgestreift und harrt des ersten  
Sonnenstrahls, um in frohem Glanze  
aufzuleuchten; von der Bucht her weht es  
kalt und feucht; es liegt kein Schnee, alles  
ist schwarz, aber der schneidende  
Morgenfrost legt sich aufs Gesicht und  
knirscht unter den Füßen, und das ferne, nie  
verstummende Meeresbrausen, das hier und  
da von den rollenden Schüssen in  
Sewastopol übertönt wird, stört die Stille  
des Morgens. Auf den Schiffen ist es ruhig.  
Die achte Stunde schlägt.

Auf der Nordseite beginnt die Tätigkeit des  
Tages die Ruhe der Nacht allmählich zu  
verdrängen: hier schreitet eine  
Wachablösung waffenklirrend vorüber, dort

eilt ein Arzt bereits ins Lazarett; da kriecht ein Soldat aus der Erdhütte, wäscht das sonnverbrannte Gesicht im eisigen Wasser, wendet sich dem rötlich schimmernden Osthimmel zu und betet, sich schnell bekreuzigend, zu Gott; hier rollt eine hohe, schwere Madschara Ein tatarischer Bauernwagen. (Anm. d. Übers.), von Kamelen gezogen, knarrend zum Friedhof hinaus; sie ist fast bis an den Rand mit blutigen Leichnamen beladen, die nun beerdigt werden sollen ... Ihr nähert euch dem Landungsplatze, – ein eigentümlicher Geruch von Steinkohle, Dünger, Feuchtigkeit und Fleisch schlägt euch entgegen; tausenderlei verschiedene Dinge – Holz, Fleisch, Schanzkörbe, Mehl, Eisen usw. – liegen haufenweise neben der Landungsbrücke; Soldaten verschiedener Regimenter mit Säcken und Gewehren oder ohne Säcke und Gewehre drängen sich hier, rauchen, zanken sich, schleppen Lasten auf den Dampfer, der qualmend an der Brücke liegt; Privatjollen, die mit allerlei Volk – Soldaten, Matrosen, Händlern, Weibern –

angefüllt sind, legen an der Brücke an oder stoßen ab.

»Nach der Grafskaja, Euer Wohlgeboren? Bitte!« bieten euch zwei oder drei verabschiedete Matrosen ihre Dienste an, indem sie sich aus ihren Jollen erheben.

Ihr wählt den, der euch am nächsten ist, schreitet über den halbverfaulten Kadaver eines braunen Pferdes, der hier im Schmutz neben dem Boot liegt, und begeben euch ans Steuerruder. Ihr stoßt vom Ufer ab. Rund umher leuchtet nun schon die See in der Morgensonne; vor euch habt ihr einen alten Matrosen in einem Gewande aus Kamelhaar und einen jungen, blondköpfigen Burschen, die schweigend eifrig drauf los rudern. Ihr überblickt die gestreiften Riesenleiber der Schiffe, die nah und fern über die Bucht verstreut sind, und die kleinen schwarzen Punkte der Schaluppen, die sich auf dem glänzenden Azurblau bewegen, und die hübschen hellen Häuser der Stadt, die – von den rosigen Strahlen der Morgensonne umspielt

– auf dem jenseitigen Ufer sichtbar werden, und die schaubespritzte weiße Linie des Molo und der versenkten Schiffe, deren schwarze Mastenspitzen hier und da düster aus dem Wasser ragen, und die feindliche Flotte, die in der Ferne an dem kristallklaren Horizonte aufschimmert, und die schäumenden Furchen, auf denen die durch die Ruder verursachten salzigen Bläschen hüpfen; ihr hört die gleichmäßigen Laute von Stimmen, die über das Wasser bis zu euch dringen, und das majestätische Rollen der Kanonade, die sich drüben in Sewastopol zu verstärken scheint.

Es ist unmöglich, daß bei dem Gedanken: auch wir sind in Sewastopol, eure Seele nicht erfüllt werde von einem Gefühl der Tapferkeit, des Stolzes, und daß das Blut nicht schneller durch eure Adern rinne.

»Euer Wohlgeboren! halten Sie grade auf den Kistentin (das Schiff »Konstantin«) zu,« ruft der alte Matrose, indem er sich zurückwendet, um die Richtung zu prüfen,



die ihr dem Boote gebt, »das Steuer rechts!«

»Und er hat noch alle seine Kanonen,« bemerkt der blondhaarige Bursche, am Schiff vorbeifahrend und es musternd.

»Natürlich, er ist ja neu; Kornilow hat ihn befehligt,« erwidert der Alte, das Schiff ebenfalls betrachtend.

»Da schau, wo die platzt!« sagt der Knabe nach langem Schweigen, während er auf ein weißes Wölkchen zerflatternden Rauches blickt, das plötzlich hoch über der südlichen Bucht erscheint, und von dem scharfen Geräusch einer platzenden Bombe begleitet ist.

» *Er* feuert heut von der neuen Batterie,« erklärt der Alte, kaltblütig in die Hände spuckend; »na, streng' dich mal an, Mischka, wir wollen die Barkasse überholen!« – Und die Jolle gleitet schneller über die breite, wogende Bucht dahin, überholt tatsächlich die schwere

Barkasse, die mit irgendwelchen Säcken beladen ist und von ungeschickten Soldaten ungleichmäßig gerudert wird, und landet zwischen einer Unzahl am Ufer befestigter Bote jeder Art an der Grafskaja-Brücke.

Auf dem Kai bewegen sich lärmende Gruppen grauer Soldaten, schwarzer Matrosen und bunter Frauen. Alte Weiber verkaufen Semmeln, russische Bauern mit Ssamowars schreien: »Heißer Sbitenj Billiges Getränk aus heißem Wasser, Honig und Gewürz. (Anm. d. Übers.)!« Und gleich hier auf den ersten Stufen der Landungstruppe stößt man auf verrostete Kanonenkugeln, Bomben, Kartätschen und gußeiserne Geschütze verschiedenen Kalibers; ein wenig weiter, auf dem großen Platze, liegen mächtige Balken, Kanonenlafetten, schlafende Soldaten, stehen Pferde, Fuhrwerke, grüne Pulverkästen mit Geschützen, Sturmböcke der Infanterie, bewegen sich Soldaten, Matrosen, Offiziere, Frauen, Kinder und Händler, fahren Lastwagen mit Heu, mit Säcken oder Tonnen; hier reitet ein Kosak

und ein Offizier, dort fährt ein General in einer Droschke. Rechts ist die Straße durch eine Barrikade versperrt, in deren Schießscharten kleine Kanonen stehen; daneben sitzt ein Matrose, der sein Pfeifchen raucht. Links erhebt sich ein hübsches Haus mit römischen Ziffern unterm Giebel, und davor stehen Soldaten mit blutbefleckten Tragbahren, – überall seht ihr die unangenehmen Kennzeichen eines Kriegslagers. Der erste Eindruck ist unbedingt ein sehr unsympathischer: die seltsame Vermischung des Lager- und Stadtlebens, der schönen Stadt und des schmutzigen Biwaks ist nicht nur häßlich, sondern erscheint auch wie ein widerwärtiges Durcheinander; es ist, als wären alle erschreckt und in Hast, als wüßte niemand, was er tun soll. Aber blickt nur genauer in die Gesichter dieser Menschen, die sich um euch bewegen, und ihr werdet ganz anderer Meinung werden. Betrachtet zum Beispiel jenen Trainsoldaten, der seine drei Braunen zur Tränke führt und dabei so ruhig vor sich hinsummt, daß man es ihm anmerkt, er wird sich in dieser bunten

Menge, die für ihn gar nicht existiert, nicht verirren, er erfüllt seine Pflicht, welche es auch sei – Pferde tränken oder Geschütze schleppen –, ebenso ruhig, selbstbewußt und gleichmütig, als geschehe das alles irgendwo im Tula oder in Saransk.

Denselben Ausdruck findet ihr auf dem Gesicht des Offiziers, der in tadellos weißen Handschuhen an euch vorübergeht, und des Matrosen, der rauchend auf der Barrikade sitzt, und auf den Gesichtern der Soldaten, die mit ihren Tragbahren auf der Treppe des ehemaligen Kasinos warten, und auf dem Gesicht des jungen Mädchens, das, in der Furcht, sein rosafarbenes Kleid naß zu machen, von Stein zu Stein über die Straße hüpf.

Ja! euch steht unbedingt eine Enttäuschung bevor, wenn ihr zum erstenmal in Sewastopol ankommt. Vergebens werdet ihr auf den Gesichtern nach Spuren der Unruhe und Kopflosigkeit, oder der Begeisterung, der Todesbereitschaft und Entschlossenheit suchen; nichts von alledem ist zu bemerken: ihr findet nur Alltagsmenschen,

die sich ruhig mit ihrer Alltagsarbeit befassen, so daß ihr euch vielleicht den Vorwurf übermäßiger Begeisterung machen werdet, daß ihr ein wenig zweifeln werdet an der Richtigkeit der Vorstellung vom Heldenmut der Verteidiger Sewastopols, die in euch nach den Erzählungen und Beschreibungen und nach dem, was ihr auf der Nordseite gesehen und gehört habt, entstanden ist. Aber bevor ihr diesem Zweifel Raum gebt, geht hinaus auf die Bastionen, seht euch die Verteidiger Sewastopols am Orte der Verteidigung selbst an, oder besser noch: geht hinein in das Haus da drüben, das früher das Kasino von Sewastopol war und auf dessen Vortreppe jetzt Soldaten mit Tragbahren stehen, – dort werdet ihr die Verteidiger Sewastopols finden, dort werden sich euren Augen entsetzliche und traurige, erhabene und unterhaltende, immer aber Erstaunen erregende, die Seele erhebende Szenen bieten.

Ihr betretet den großen Versammlungssaal. Gleich beim Öffnen der Tür erschreckt euch

der Anblick und der Geruch von vierzig bis fünfzig amputierten und auf das schwerste verwundeten Kranken, von denen einige auf Pritschen, die meisten aber auf dem Fußboden liegen. Gebt dem Gefühl nicht nach, das euch auf der Schwelle zurückhalten möchte, – es ist ein häßliches Gefühl; geht nur weiter, schämt euch nicht, daß ihr gekommen seid, gleichsam um die Leidenden »anzuschauen«, schämt euch nicht, zu ihnen zu treten und mit ihnen zu sprechen: die Unglücklichen sehen gern ein teilnehmendes Menschenantlitz, erzählen gern von ihren Leiden und hören gern Worte der Liebe und des Mitgefühls. Geht zwischen den Lagerstätten hindurch und sucht ein Antlitz, das weniger streng und von Schmerzen gequält aussieht und das euch den Mut gibt, näherzutreten, um mit dem Kranken zu sprechen.

»Wo bist du verwundet?« fragt ihr unsicher und zaghaft einen alten, abgemagerten Soldaten, der, auf seiner Pritsche sitzend, euch mit gutmütigem Blicke folgt und euch aufzufordern scheint, zu ihm zu kommen.

Ich sage: »unsicher und zaghaft«, denn Leiden flößen nicht nur tiefes Mitgefühl ein, sondern auch eine gewisse Angst vor der Möglichkeit zu beleidigen und eine hohe Achtung vor dem, der sie erduldet.

»Am Bein,« antwortete der Soldat, und im selben Augenblick bemerkt ihr selbst an den Falten der Decke, daß ihm das eine Bein bis über das Knie fehlt. »Gottlob,« fügt er hinzu, »jetzt werd' ich aus dem Lazarett entlassen.«

»Und ist's schon lange, daß du verwundet wurdest?«

»Die sechste Woche ist's jetzt, Euer Wohlgeboren!«

»Was schmerzt dich denn jetzt?«

»Jetzt schmerzt gar nichts, nein; nur bei schlechtem Wetter ist mir's, als wenn's in der Wade bohren tät', – sonst nichts.«

»Wie wurdest du denn verwundet?«

»Auf der fünften Bastion war's, Euer Wohlgeboren, als das erste Bombardement war: ich hatte die Kanone gerichtet, wollte weitergehen, so auf diese Art, wollte zur nächsten Schießscharte, da traf *er* mich ins Bein; es war, als ob ich in ein Loch getreten wäre, – ich schau hin, und das Bein ist fort.«

»Hat es denn in diesem ersten Moment gar nicht weh getan?«

»Nein; es war nur, als ob etwas Heißes an mein Bein stoße.«

»Nun und dann?«

»Auch dann war weiter nichts; nur als man die Haut straff zu ziehen anfang, da war's, als sei alles wund. Die Hauptsache, Euer Wohlgeboren, ist: *an nichts denken*; wenn man nicht denkt, fehlt einem nichts. Es kommt alles nur daher, daß der Mensch denkt.«



Da tritt eine Frau in grauem, gestreiftem Kleide und mit einem schwarzen Tuch um den Kopf heran; sie mischt sich ins Gespräch und beginnt von dem Matrosen zu erzählen, von seinen Leiden, von dem verzweifelten Zustande, in dem er sich vier Wochen hindurch befunden, und wie er, schwerverwundet, die Tragbahre hatte halten lassen, um die Salve unserer Batterie zu beobachten, wie die Großfürsten mit ihm gesprochen und ihm fünfundzwanzig Rubel geschenkt, und wie er ihnen gesagt, daß er auf die Bastion zurück wolle, um wenigstens die Jungen zu unterweisen, wenn er auch selbst nicht mehr arbeiten könne. Während die Frau das alles in einem Atem hervorsprudelt, blickt sie bald auf euch, bald auf den Matrosen, der – abgewandt und als ob er gar nicht zuhöre – auf seinem Kopfkissen Charpie zupft, und ihre Augen leuchten in eigenartiger Begeisterung.

»Es ist meine Hausfrau, Euer Wohlgeboren!« bemerkt der Matrose mit einem Ausdruck, als wollte er sagen: »Sie

müssen schon entschuldigen. Man weiß ja – dummes Zeug zu schwätzen ist nun einmal Weibersache!«

Ihr fangt an, die Verteidiger Sewastopols zu verstehen, euch ist, als müßtet ihr euch vor diesem Manne schämen. Ihr möchtet ihm gar vieles sagen, um ihm euer Mitgefühl und euere Bewunderung auszudrücken; aber ihr findet keine Worte oder seid nicht zufrieden mit denen, die euch einfallen, und ihr beugt euch stumm vor dieser verschwiegenen, uneingestanden GröÙe und Geistesstärke, vor dieser verschämten Würde.

»Nun, gebe Gott, daß du dich bald erholst,« spricht ihr und bleibt dann vor einem anderen Kranken stehen, der auf dem Fußboden liegt und in unerträglichen Leiden den Tod zu erwarten scheint.

Es ist ein blonder Mann mit aufgeschwollenem, blassem Gesicht. Er liegt auf dem Rücken, den linken Arm zurückgeworfen, in einer Stellung, die

bittere Qualen verrät. Der trockene, geöffnete Mund stößt nur mühsam den röchelnden Atem aus; die blauen, matten Augen sind nach oben gedreht, und unter der verschobenen Decke ragt der verbandagierte Stumpf des rechten Armes hervor. Der schwere Totengeruch fällt euch noch stärker auf als vorhin, und die verzehrende innerliche Glut, die alle Glieder des Dulders durchdringt, scheint sich euch mitzuteilen.

»Ist er bewußtlos?« fragt ihr die Frau, welche euch folgt und euch freundlich, wie Verwandte, anblickt.

»Nein, er hört noch, aber er ist sehr schlecht dran,« fügt sie flüsternd hinzu; »ich hab' ihm heute Tee zu trinken gegeben, – na ja, wenn er mir auch fremd ist, man muß doch Mitleid haben! – er hat aber fast gar nichts getrunken.«

»Wie geht es dir?« fragt ihr ihn.

Der Verwundete bewegt auf diese Frage die Pupillen, aber er sieht und versteht euch nicht.

Etwas weiter seht ihr einen alten Soldaten, der eben die Wäsche wechselt. Sein Gesicht und sein Körper sind fast ziegelfarben und zum Skelett abgemagert. Der eine Arm fehlt ihm gänzlich: er ist ihm an der Schulter abgenommen worden. Der Alte sitzt aufrecht da, er befindet sich auf dem Wege der Besserung, aber der tote, glanzlose Blick, die entsetzliche Magerkeit und die Furchen im Gesicht lasten erkennen, daß ihr einen Menschen vor euch habt, der die größere Hälfte seines Lebens schon durchlitten hat.

Auf der andern Seite seht ihr auf einer Pritsche das bleiche und zarte Dulderantlitz einer Frau, auf deren Wangen die Fieberröte spielt.

»Unsere Matrosenfrau, – am fünften ist ihr eine Bombe ans Bein geflogen,« erklärt

eure Führerin, »sie brachte ihrem Manne das Mittagessen auf die Bastion.«

»Hat man das Bein amputiert?«

»Ja, überm Knie.«

Und nun, wenn eure Nerven stark sind, geht durch die Tür links: in jenem Zimmer werden die Verwundeten verbunden und operiert. Ihr werdet dort Ärzte sehen mit bis zu den Ellbogen mit Blut befleckten Armen und blassen, finsternen Gesichtern; sie machen sich an einer Pritsche zu schaffen, auf welcher mit offenen Augen und wie im Fieber sinnlose, bisweilen einfache und rührende Worte sprechend, ein Verwundeter im Chloroformschlaf liegt. Die Ärzte sind mit der widerwärtigen, aber wohltätigen Arbeit des Amputierens beschäftigt. Ihr werdet sehen, wie ein scharfes, gebogenes Messer in das weiße, gesunde Fleisch dringt, werdet sehen, wie der Verwundete plötzlich mit einem entsetzlichen, herzerreißenden Schrei und mit Verwünschungen zu sich kommt, und wie

der Feldscher den abgeschnittenen Arm in eine Ecke wirft; ihr werdet sehen, wie in demselben Zimmer ein anderer Verwundeter auf einer Tragbahre liegt und, der Operation des Kameraden zuschauend, sich windet und stöhnt, nicht so sehr wegen des physischen Schmerzes als in der Qual der Erwartung; ihr werdet schreckliche, die Seele erschütternde Szenen sehen, – nicht den Krieg in regelmäßigen, schönen und glänzenden Reihen mit Musik und Trommelklang, mit wehenden Fahnen und umhergaloppierenden Reitergenerälen, sondern den Krieg in seiner wahren Gestalt, – in Blut, in Leid und Tod ...

Wenn ihr dieses Haus der Qualen verlasst, werdet ihr jedenfalls mit Wonne die frische Luft voll einatmen, werdet euch mit Freuden der eigenen Gesundheit bewußt werden, aber ihr werdet aus dem Anblick dieser Leiden auch das Bewußtsein eurer Nichtigkeit geschöpft haben und nun ruhig, ohne Wanken, auf die Bastionen gehen.

»Was sind Tod und Leiden eines so nichtigen Wurmes, wie ich es bin, im Vergleich zu den Leiden und dem Tode so vieler!« Aber der Anblick des klaren Himmels, der leuchtenden Sonne, der hübschen Stadt, der geöffneten Kirche und des nach allen Richtungen ausrückenden Kriegsvolkes versetzt euren Geist bald wieder in den normalen Zustand des Leichtsinns, der kleinlichen Sorgen und der Hingabe an die Gegenwart.

Vielleicht begegnet ihr dem aus der Kirche kommenden Leichenzuge irgend eines Offiziers, mit rosafarbenem Sarge, Musik und wehenden Fahnen; vielleicht dringen die Töne der Kanonade auf der Bastion an euer Ohr, aber das bringt euch nicht wieder auf die früheren Ideen; der Leichenzug erscheint euch nur als ein sehr schönes militärisches Schauspiel, die Kanonade als sehr schönes Kriegsgetöse, doch ihr verknüpft weder mit diesem Schauspiel noch mit diesen Tönen den klaren, auf euch selbst angewandten Gedanken von Tod und Leiden, wie ihr das am Verbandorte getan.

An der Kirche und der Barrikade vorbei gelangt ihr in den belebtesten Teil der Stadt. Auf beiden Seiten hängen Schilder von Verkaufsläden und Restaurants. Kaufleute, Frauen in Hüten oder mit Kopftüchern, stutzerhafte Offiziere – alles verrät die Standhaftigkeit, das Selbstvertrauen und die Sicherheit der Bewohner.

Wenn ihr die Gespräche der Seeleute und Offiziere anhören wollt, so tretet in das Gasthaus rechts: dort wird ganz gewiß schon von der verflossenen Nacht, von Fenjka, vom vierundzwanzigsten gesprochen, aber auch davon, wie teuer und schlecht die Koteletts hier sind, und davon, daß dieser und jener Kamerad gefallen ist.

»Hol's der Teufel, wie arg es heute bei uns ist!« sagt mit Baßstimme ein hochblonder, bartloser Marineoffizier, der einen grünen, gestrickten Schal trägt.

»Wo ist das – bei uns?« fragt ein anderer.



»Auf der vierten Bastion,« erwidert der junge Offizier, und ihr betrachtet ihn bei den Worten »auf der vierten Bastion« unbedingt mit größerer Aufmerksamkeit und selbst mit einiger Hochachtung. Seine allzu große Ungeniertheit, das Herumfuchteln mit den Händen, das laute Sprechen und Lachen, all das, was ihr zuerst für Keckheit hieltet, erscheint euch nun als Ausdruck der besonderen prahlerischen Stimmung, die manche junge Leute nach bestandener Gefahr überkommt; immerhin denkt ihr, er werde euch nun erzählen, daß es wegen der Bomben und Kugeln auf der vierten Bastion arg ist, – weit gefehlt! Arg ist es, weil es schmutzig ist.

»Man kann nicht bis zur Batterie,« sagt er, auf seine Stiefelweisend, die bis über die Waden mit Schmutz bedeckt sind. – »Und mir haben sie heut' den besten Konstabelsmaat getötet, grad in die Stirn hat's ihn getroffen,« sagt ein anderer. – »Wen? Mitjuchin?« – »Nein ... Aber was ist denn, wird man mir endlich den

Kalbsbraten bringen? Solche Kanailen!« fügt er, zum Kellner gewandt, hinzu. »Nicht Mitjuchin, sondern Abramow. So ein tüchtiger Kerl, – war bei sechs Ausfällen.«

An der andern Ecke des Tisches sitzen bei Koteletts mit Erbsen und einer Flasche sauren roten Krimer Weines, Bordeaux genannt, zwei Infanterieoffiziere: der eine, ein junger Mann mit rotem Kragen und zwei Sternchen auf dem Mantel, erzählt dem andern, der einen schwarzen Kragen und keinen Stern hat, von der Schlacht an der Alma. Er hat schon etwas zuviel getrunken, und an den Pausen in seiner Erzählung, an seinem unsicheren Blick, der daran zu zweifeln scheint, daß dieser Erzählung Glauben geschenkt wird, vor allem aber an der allzu großen Rolle, die er selbst bei alledem gespielt haben will, und an den übertriebenen Schrecknissen in der Schilderung merkt man, daß er von der strengen Wahrheit stark abweicht. Aber euch liegt nichts an diesen Erzählungen, die ihr noch lange an allen Enden Rußlands zu hören bekommen werdet: ihr wollt so

schnell als möglich auf die Bastion gelangen, und zwar grade auf die vierte, von der man euch schon so viel und so verschiedenes berichtet hat. Wenn jemand sagt, er sei auf der vierten Bastion gewesen, so sagt er das mit besonderer Befriedigung und mit Stolz; wenn jemand sagt: ich gehe auf die vierte Bastion, so bemerkt man an ihm ganz gewiß entweder eine kleine Erregtheit oder zu große Gleichgültigkeit; wenn man jemand necken will, so sagt man: dich soll man auf die vierte Bastion schicken; wenn man Tragbahren begegnet und fragt: woher? erhält man in den meisten Fällen die Antwort: von der vierten Bastion. Im allgemeinen existieren zwei völlig entgegengesetzte Meinungen über diese schreckliche Bastion: die Meinung derer, die nie dort waren und überzeugt sind, daß die vierte Bastion das sichere Grab für jeden ist, der hingeht, und die Meinung derer, die dort hausen, wie der hochblonde Schiffsfähnrich, und die, wenn sie von der vierten Bastion sprechen, nur sagen, ob's dort trocken oder schmutzig,

ob's in der Erdhütte warm oder kalt ist und dergleichen.

Während der halben Stunde, die ihr im Gasthause verbracht habt, hat sich das Wetter geändert: der Nebel, der auf dem Meere lag, hat sich zu grauen, langweiligen, nassen Wolken geballt und verdeckt die Sonne; ein trübseliger Reif fällt von oben und macht Dächer, Trottoirs und Soldatenmäntel feucht.

Nachdem ihr eine zweite Barrikade passiert habt, wendet ihr euch durch das Tor rechts einer breiten, ansteigenden Straße zu. Hinter dieser Barrikade sind die Häuser zu beiden Seiten der Straße unbewohnt, die Aushängeschilder fehlen, die Türen sind mit Brettern vernagelt, die Fenster eingeschlagen, hier fehlt ein Stück der Mauer, dort ist ein Dach zertrümmert. Die Gebäude gleichen alten Veteranen, die Kummer und Not jeder Art durchgemacht haben, und scheinen stolz und verächtlich auf euch herabzusehen. Ihr stolpert unterwegs über umherliegende

Kanonenkugeln und über wassergefüllte Gruben, welche die Bomben im Steinboden aufgewühlt haben. Auf der Straße begegnet oder überholt ihr Gruppen von Soldaten, Kosaken, Offizieren, hier und da wohl auch eine Frau mit einem Kinde, die aber keine Dame im Hut ist, sondern ein Matrosenweib in altem Pelz und Soldatenstiefeln. Die Straße weiter verfolgend und einen kleinen Bergabhang hinabschreitend, findet ihr euch nicht mehr von Häusern umgeben, sondern von seltsamen Trümmerhaufen: Steinen, Brettern, Lehm, Balken; vor euch auf dem steilen Berge seht ihr eine schwarze, schmutzige, von Gräben durchzogene Fläche, – das eben ist die vierte Bastion ... Hier begegnet ihr noch weniger Menschen; Frauen sieht man überhaupt nicht, die Soldaten gehen schnell, auf dem Wege bemerkt ihr hier und da Blutstropfen, und unfehlbar kommen euch vier Soldaten mit einer Tragbahre entgegen, auf der ihr ein gelblichblasses Antlitz und einen blutigen Soldatenmantel seht. Wenn ihr fragt: »Wo ist er verwundet?« antworten die Träger

ärgerlich, ohne sich nach euch umzuwenden: »Am Bein,« oder: »Am Arm,« wenn der Kranke leicht verwundet ist, oder aber sie schweigen ernst, wenn auf der Tragbahre kein Kopf sichtbar und der Unglückliche schon tot oder schwer verletzt ist.

Das nahe Pfeifen einer Kanonenkugel oder einer Bombe überrascht euch unangenehm, grade als ihr den Berg zu ersteigen beginnt. Ihr versteht plötzlich, und zwar ganz anders, als ihr sie vorher verstanden habt, die Bedeutung der Detonationen, die ihr in der Stadt hörtet. Irgend eine stille, schöne Erinnerung leuchtet plötzlich in euren Gedanken auf, eure eigene Persönlichkeit beschäftigt euch mit einem Male mehr als das, was ihr ringsumher beobachtet, eure Aufmerksamkeit für die Umgebung nimmt ab und ein gewisses unangenehmes Gefühl der Unentschlossenheit bemächtigt sich eurer. Ungeachtet dieser kleinlichen Stimme, die beim Anblick der Gefahr plötzlich in euch laut wird, richtet ihr – besonders als ihr den Soldaten seht, der

eben, mit den Händen fuchtelnd und auf dem schlammigen Schmutz ausgleitend, im Trabe lachend an euch vorüberläuft – euch stolz auf, hebt den Kopf höher und beginnt, den schlüpfrigen, lehmigen Berg zu erklimmen. Ihr seid kaum ein wenig bergauf geklettert, als rechts und links um euch die Flintenkugeln pfeifen; ihr überlegt vielleicht einen Augenblick, ob es nicht ratsamer wäre, im Laufgraben zu gehen, der mit dem Wege parallel läuft; aber dieser Graben ist so mit einem flüssigen, gelben, stinkenden, bis über die Knie reichenden Kot angefüllt, daß ihr sicherlich den Weg auf dem Berge wählen werdet, um so mehr als ihr seht, daß *alle* ihn gehen. Etwa zweihundert Schritt weiter kommt ihr zu einer aufgewühlten, schmutzigen Fläche, die von allen Seiten von Schanzkörben, Erdwällen, Pulverkellern, Plattformen, Erdhütten umgeben ist; obenauf stehen große, gußeiserne Geschütze und liegen in regelmäßig aufgeschichteten Haufen Kanonenkugeln. Alles dies scheint euch ohne jeden Zweck, ohne Sinn und Ordnung aufgetürmt zu sein. Hier auf der Batterie

sitzt eine Gruppe von Matrosen, dort inmitten des Platzes liegt, halb im Schmutz versunken, eine zertrümmerte Kanone, da geht ein Infanterist mit einem Gewehr über die Batterien und zieht mühsam seine Füße aus dem klebrigen Schmutze. Aber überall, von allen Seiten und von jedem Standorte aus, seht ihr Trümmer, nichtgeplatzte Bomben, Kanonenkugeln, Spuren des Lagerlebens, alles halb versenkt in dem flüssigen, klebrigen Schmutze. In eurer Nähe – so scheint es euch – hört ihr eine Kanonenkugel aufschlagen; von allen Seiten ertönen die verschiedenen Laute der Flintenkugeln, die wie Bienen summen, schnell vorüberpfeifen oder wie Darmsaiten brummen; ihr vernehmt den fürchterlichen Lärm der Geschütze, der euch erschüttert und euch wie etwas ganz besonders Entsetzliches erscheint.

»Das also ist sie, die vierte Bastion, das also ist der wahrhaft entsetzliche Schreckensort!« denkt ihr euch, während ihr etwas Stolz und sehr viel unterdrückte Angst empfindet. Aber täuscht euch nicht:



das ist noch nicht die vierte Bastion. Es ist erst die Jasonow-Schanze, ein verhältnismäßig gefahrloser und durchaus nicht entsetzlicher Ort. Um auf die vierte Bastion zu gelangen, müßt ihr den engen Laufgraben dort rechts verfolgen, durch den soeben ein Infanterist gebückt vorwärts schleicht. In diesem Graben werdet ihr wahrscheinlich wieder Tragbahren, Matrosen, Soldaten mit Schaufeln begegnen, werdet Minenleitungen bemerken und schmutzige Erdhütten, in welche nur zwei Menschen gebückt hinein können, werdet die Kosaken der Schwarzmeerbataillone sehen, die hier hausen, die Stiefel wechseln, essen, rauchen, und werdet wieder überall den stinkenden Schmutz, die Spuren des Lagerlebens und umherliegendes Gußeisen jeder Art finden. Nach weiteren dreihundert Schritten etwa kommt ihr wieder zu einer Batterie, – zu einem kleinen Platze, der mit Gruben bedeckt und von erdgefüllten Schanzkörben, Erdwällen und Plattformen mit Geschützen umgeben ist. Hier werdet ihr vielleicht einige Matrosen erblicken, die

im Schutz der Brustwehr Karten spielen, und einen Marineoffizier, der in euch den neugierigen Neuling erkennt und euch mit Vergnügen seine ganze Einrichtung und alles, was euch interessieren könnte, zeigt. Dieser Offizier dreht sich, auf einem Geschütze sitzend, so ruhig eine Zigarette aus gelbem Papier, geht so ruhig von einer Schießscharte zur andern, spricht mit euch so ruhig, so ohne alle Affektation, daß auch ihr, trotz der Kugeln, die jetzt öfter als vorhin über eurem Kopfe pfeifen, kaltblütiger werdet, den Offizier ausfragt und aufmerksam seinen Antworten lauscht. Dieser Offizier wird euch – aber nur, wenn ihr danach fragt – von dem Bombardement am fünften erzählen, er wird berichten, daß auf seiner Batterie nur ein einziges Geschütz tätig sein konnte und daß von der ganzen Mannschaft, welche die Geschütze bediente, nur acht Mann übrig blieben, und daß er trotzdem am nächsten Morgen, am sechsten, aus allen Geschützen feuerte (die Seeleute sagen immer feuern statt schießen); er wird euch erzählen, wie am fünften eine Bombe in eine Matrosenhütte

schlug und elf Mann niederstreckte; er wird euch durch eine Schießscharte die feindlichen Batterien und Laufgräben zeigen, die von hier nicht mehr als dreißig bis vierzig Faden entfernt sind. Ich fürchte nur eines, nämlich daß ihr, euch zur Schießscharte hinausbeugend, um zum Feinde hinüberzublicken, unter dem Einflusse des Kugelsausens gar nichts sehen werdet, wenn ihr aber etwas seht, so werdet ihr euch sehr wundern, daß jener nahe weiße Steinwall, auf dem hier und da helle Rauchwölkchen aufqualmen, daß eben dieser weiße Steinwall der Feind ist, – » *er*«, wie die Soldaten und Matrosen sagen.

Es ist sogar sehr gut möglich, daß der Marineoffizier aus Eitelkeit oder auch nur, um sich ein Vergnügen zu machen, in eurer Gegenwart ein wenig schießen lassen will. »Den Konstabelsmaat und die Bedienungsmannschaft ans Geschütz schicken!« – und etwa vierzehn Matrosen, der eine seine Pfeife in die Tasche steckend, der andere seinen Zwieback fertig kauend,

treten schnell und gutgelaunt, mit den beschlagenen Stiefeln über die Plattformen trappend, an das Geschütz heran, um es zu laden. Betrachtet die Züge, die Haltung und die Bewegung dieser Leute: in jeder Falte der sonnverbrannten, derbknochigen Gesichter, in jeder Muskel, in den breiten Schultern, den kräftigen Beinen, die in riesigen Stiefeln stecken, in jeder der ruhigen, sicheren, bedächtigen Bewegungen verraten sich die Hauptcharakterzüge, die die Kraft des Russen bilden: Schlichtheit und Hartnäckigkeit; aber hier, so scheint es euch, haben die Gefahr, der Zorn und die Leiden des Krieges außer diesen Hauptzügen noch die Merkmale von Selbstbewußtsein, von erhabenem Denken und Fühlen eingeprägt.

Plötzlich überrascht euch ein entsetzlicher, nicht nur euer Gehör, sondern euren ganzen Körper erschütternder Knall, so daß ihr am ganzen Leibe erzittert. Dann hört ihr das sich entfernende Pfeifen des Geschosses, und dichter Pulverdampf umhüllt euch, die

Plattform und die schwarzen Gestalten der hin- und hergehenden Matrosen, die an diesen Schuß verschiedene Erwägungen knüpfen. Ihr beobachtet ihre Begeisterung und den Durchbruch eines Gefühles, das ihr vielleicht nicht erwartet hättet: es ist das Gefühl der Wut und der Rachsucht gegen den Feind, das sich in der Seele eines jeden birgt. »Grad' in die Schießscharte hat's getroffen; zwei sind gefallen, scheint's ... Dort trägt man sie!« hört ihr freudig ausrufen. »Jetzt wird er sich ärgern, wird gleich zurückschießen,« sagt jemand, und in der Tat, bald darauf seht ihr vor euch einen Blitz und Rauch; der auf der Brustwehr stehende Posten ruft: »Kano—one!« und dann pfeift eine Kugel an euch vorüber, schlägt in die Erde und schleudert Schlamm und Steine rund um sich her trichterförmig in die Höhe. Der Batteriechef ärgert sich über diese Kugel und befiehlt, ein zweites und drittes Geschütz zu laden; der Feind erwidert unser Feuer und ihr durchkostet interessante Gefühle, hört und seht interessante Dinge. Wieder schreit der Posten: »Kanone!« und wieder vernehmt

ihr denselben Ton und Schlag und seht die Erdstücke fliegen; oder er schreit: »Mörser!« und ihr hört ein gleichmäßiges, fast angenehmes, mit dem Gedanken an etwas Schreckliches nur schwer zu vereinigendes Pfeifen einer Bombe, ihr hört, wie dieses Pfeifen näher kommt und schneller wird, dann seht ihr eine schwarze Kugel und beobachtet deren bodenerschütterndes Aufschlagen und das krachende Platzen der Bombe. Pfeifend und sausend fliegen die Splitter umher, Steine schwirren durch die Luft und ihr werdet mit Kot bespritzt. Bei diesen Tönen empfindet ihr ein eigenartiges Gefühl des Genusses und zugleich des Schreckens. In dem Augenblicke, wo ihr wißt, daß das Geschoß auf euch zufliegt, zieht euch gewiß der Gedanke durch den Kopf, daß es euch töten wird; aber das Gefühl der Eigenliebe hält euch aufrecht und niemand bemerkt das Messer, das euch ins Herz schneidet. Sobald aber das Geschoß vorübergesaust ist, ohne euch zu treffen, lebt ihr wieder auf, und ein so wonnevolles, unsagbar angenehmes Gefühl kommt – aber nur für

einen Moment – über euch, daß ihr an der Gefahr, an diesem Spiel mit Leben und Tod etwas ganz besonders Schönes findet; ihr möchtet, daß die Kugeln und die Bomben noch häufiger und näher zu euch niederfallen. Da schreit der Posten wieder mit seiner lauten, tiefen Stimme: »Mörser!« Wieder folgt das Pfeifen, Aufschlagen und Platzen der Bombe, aber gleichzeitig erschreckt euch das Stöhnen eines Menschen. Ihr tretet mit den Trägern zu dem Verwundeten heran, der, schmutzig und mit Blut bedeckt, ein entsetzliches, nicht mehr menschenähnliches Aussehen hat. Einem Matrosen ist ein Teil der Brust fortgerissen worden. Im ersten Augenblick bemerkt man auf seinem mit Schmutz bespritzten Gesichte nur Erschrockenheit und einen unechten, vorzeitigen Leidensausdruck, wie er einem Menschen in solcher Lage eigen ist; aber als die Bahre zu ihm herangetragen wird und er selbst sich mit der gesunden Seite darauf legt, weicht dieser Ausdruck dem Ausdruck einer gewissen Begeisterung und eines erhabenen, unausgesprochenen Gedankens:

die Augen leuchten auf, die Zähne pressen sich aufeinander, der Kopf richtet sich mit Anstrengung in die Höhe, und in dem Augenblick, wo man ihn aufhebt, läßt er die Bahre halten und spricht mühsam, mit bebender Stimme zu den Kameraden: »Lebt wohl, Brüder!« Er will noch etwas sagen und man sieht, daß es etwas Rührendes sein soll, aber er wiederholt nur: »Lebt wohl, Brüder!« Da geht ein Kamerad, ein Matrose, zu ihm, setzt ihm die Mütze auf den Kopf, den der Verwundete ihm hinhält, und kehrt ruhig, gleichmäßig die Arme schwenkend, zu seinem Geschütz zurück. »So geht es täglich mit sieben oder acht Mann,« sagt euch der Marineoffizier als Antwort auf den Ausdruck des Entsetzens in eurem Gesichte, gähnt und wickelt sich eine Zigarette aus gelbem Papier ...

\*

So habt ihr denn die Verteidiger Sewastopols am Orte der Verteidigung selbst gesehen und geht zurück, ohne der Kanonen- und Flintenkugeln zu achten, die



den ganzen Weg entlang bis zum zerstörten Theatergebäude über eurem Kopfe pfeifen, ihr geht ruhigen, gehobenen Sinnes. Die wichtigste, tröstliche Überzeugung, die ihr davontragt, ist die Überzeugung von der Unmöglichkeit, die Kraft des russischen Volkes wo immer zu erschüttern; und diese Unmöglichkeit habt ihr nicht etwa in der Menge der Quergänge, der Brustwehren, der schlau angelegten Laufgräben, der Minen und übereinander getürmten Geschütze, von denen ihr nichts verstanden habt, erblickt, sondern in den Augen, den Worten, dem Gebaren, in dem, was man den Geist der Verteidiger Sewastopols nennt. Alles was sie tun, tun sie so einfach, so ohne Anstrengung und Zwang, daß ihr die Überzeugung gewonnen habt: sie können noch hundertmal mehr – sie können alles. Ihr begreift, daß das Gefühl, das sie leitet, nicht das Gefühl der Kleinlichkeit, der Eitelkeit, der Unbedachtsamkeit ist, welches ihr selbst empfunden habt, sondern ein ganz anderes, ein mächtigeres Gefühl, das aus ihnen Menschen gemacht hat, die ruhig im Kugelregen leben, unter hundert

Möglichkeiten des Todes statt der einen, der alle Menschen unterworfen sind, und die unter diesen Bedingungen in ununterbrochener Arbeit und in Schmutz bei Tag und Nacht auf dem Posten bleiben. Um eines Ordens, eines Titels, eines Befehles willen kann kein Mensch so entsetzliche Lebensbedingungen annehmen: es muß eine andere, eine erhabene Triebfeder da sein. Und diese Triebfeder ist ein verschämtes Gefühl, das bei dem Russen selten zutage tritt, aber in der Tiefe der Seele eines jeden ruht, – die Liebe zum Vaterlande. Erst jetzt haben die Erzählungen aus den ersten Tagen der Belagerung Sewastopols, als es dort weder Befestigungen, noch Truppen gab und es physisch unmöglich erschien, die Stadt zu halten, und als trotzdem nicht der geringste Zweifel bestand, daß sie sich nicht ergeben werde, – die Erzählungen aus den Tagen, als Kornilow, dieser des alten Griechenlandes würdige Held, bei einer Truppenbesichtigung sprach: »Wir wollen sterben, Jungens, aber Sewastopol nicht übergeben!« und unsere Russen, die keine

Phrasen zu machen verstehen, antworteten:  
»Wir wollen sterben! Hurra!« – erst jetzt  
haben die Erzählungen von jenen Tagen für  
euch aufgehört, eine schöne geschichtliche  
Überlieferung zu sein, und sind zur  
Wahrheit, zur Tatsache geworden. Ihr  
begreift jetzt die Männer, die ihr eben  
gesehen habt, und könnt sie euch als die  
Helden vorstellen, die in jenen schweren  
Tagen den Mut nicht verloren, sondern an  
Tapferkeit zunahmen und sich mit  
Begeisterung auf den Tod gefaßt machten,  
nicht um der Stadt, sondern um des  
Vaterlandes willen. Diese Epopöe von  
Sewastopol, deren Held das russische Volk  
war, wird in Rußland auf lange hinaus tiefe  
Spuren hinterlassen ...

Der Tag geht zu Ende. Kurz vor dem  
Untergang ist die Sonne hinter den grauen  
Wolken, die den Himmel bedecken,  
hervorgekommen und beleuchtet plötzlich  
die violetten Wolken, das mit Schiffen und  
Boten bedeckte, gleichmäßig wogende,  
grünlich schimmernde Meer, die weißen  
Häuser der Stadt und die Menschenmenge,

die sich durch die Straßen schiebt, mit  
purpurnem Lichte. Über das Wasser tönen  
die Klänge eines alten Walzers, den die  
Regimentsmusik auf dem Boulevard spielt,  
und der Donner der Geschütze auf den  
Bastionen, der sie seltsam begleitet.

*Sewastopol*, den 25. April 1855.

# Sewastopol im Mai 1855.

## I.

Sechs Monate sind schon verflossen seit dem Tage, da die erste Kanonenkugel pfeifend von den Bastionen Sewastopols geflogen kam und die Erde auf den Wällen des Feindes aufwühlte, und Tausende von Bomben, von Kanonen- und Flintenkugeln sind seit jener Zeit von den Bastionen in die Laufgräben, aus den Laufgräben auf die Bastionen geflogen, und der Engel des Todes hat beständig über ihnen geschwebt.

Tausendfach ist hier inzwischen menschliche Eitelkeit gekränkt, tausendfach befriedigt und großgezogen, tausendfach in den Umarmungen des Todes zum Verstummen gebracht worden. Wieviel rosafarbene Särge, wieviel linnene Leichentücher! Und immer noch ertönen dieselben Laute auf den Bastionen, immer noch blicken die Franzosen in

unwillkürlichem Zittern und Schrecken an klaren Abenden aus ihrem Lager auf die gelbliche, aufgewühlte Erde der Bastionen von Sewastopol, auf die schwarzen Gestalten unserer Matrosen, die sich darauf bewegen, und zählen die Schießscharten, aus denen die gußeisernen Kanonen drohend hervorragen; immer noch beobachtet ein Steuermann-Unteroffizier vom Telegraphenhügel aus durchs Fernrohr die bunten Gestalten der Franzosen, ihre Batterien, Zelte, Truppenkolonnen, die den grünen Berg hinaufrücken, und die Rauchwölkchen, die in den Laufgräben aufqualmen, – und immer noch mit derselben Begeisterung eilen Menschenmassen jeder Art aus verschiedenen Weltgegenden und mit noch verschiedenere Wunschen zu dieser Schicksalsstätte. Und die Frage, die von den Diplomaten nicht gelöst worden ist, wird auch durch Pulver und Blut noch immer nicht gelöst.

\*

## II.

In der belagerten Stadt Sewastopol spielte neben dem Pavillon auf dem Boulevard die Regimentsmusik, und Scharen von Militärpersonen und von Frauen bewegten sich müßig auf den Wegen. Die helle Frühlingssonne war am Morgen über den englischen Festungswerken aufgegangen, hatte dann – für alle gleich freundlich – über den Bastionen, über der Stadt, der Nikolajkaserne geleuchtet und senkte sich nun zum weiten, blauen Meere hinab, das, leise wogend, im Silberglanz schimmerte.

Ein hochgewachsener, etwas untersetzter Infanterie-Offizier trat, einen nicht ganz weißen, aber sauberen Handschuh über die Hand ziehend, aus dem Pförtchen eines der kleinen Matrosenhäuschen, die auf der linken Seite der Seestraße erbaut waren, und schritt, nachdenklich vor sich hinschauend, bergauf zum Boulevard. Der Ausdruck des unschönen Gesichtes dieses Offiziers verriet keine großen Geistesfähigkeiten, aber Geradheit,

Besonnenheit, Ehrenhaftigkeit und Ordnungsliebe. Er war nicht schön gewachsen und in seinen Bewegungen ein wenig ungeschickt und gewissermaßen geniert. Er trug eine noch wenig gebrauchte Mütze, einen feinen Offiziersmantel von etwas sonderbarer, ins Violette spielender Farbe, unter dem eine goldene Uhrkette sichtbar wurde, Beinkleider mit Strippen und saubere, glänzende Stiefel aus Kalbsleder. Man hätte ihn für einen Deutschen halten können, wenn seine Züge nicht seine echt russische Herkunft verraten hätten, oder für einen Adjutanten oder einen Regiments-Quartiermeister (doch dann hätte er Sporen getragen), oder für einen Offizier, der sich für die Dauer des Feldzugs aus der Kavallerie, vielleicht auch aus der Garde hatte herversetzen lassen. Und er war in der Tat ein aus der Kavallerie übergetretener Offizier, und während er jetzt zum Boulevard hinaufschritt, dachte er an einen Brief, den er soeben von einem früheren Kameraden, der jetzt außer Dienst und Gutsbesitzer im Gouvernement T. war, und von dessen Gattin, der blaßblauäugigen



Natascha erhalten hatte. Er gedachte einer Stelle des Briefes, wo der Kamerad schrieb:

»Sobald uns ›Der Invalide‹ gebracht wird, stürzt *Pupka* (so nannte der ehemalige Ulan seine Frau) Hals über Kopf ins Vorzimmer, ergreift die Zeitung und läuft damit auf die Chaiselongue in der ›*Laube*‹ im Salon, in welcher wir – erinnerst Du Dich noch? – so gemütlich die Winterabende verbrachten, als Dein Regiment bei uns in der Stadt lag, und liest mit solchem Eifer von *Euren* Heldentaten, daß Du Dir's kaum vorstellen kannst. Sie spricht oft von Dir; ›Michailow‹ – sagt sie – ›ist doch eine *Seele von Mensch*! Ich könnte ihn abküssen, wenn ich ihn sehe! Er *kämpft auf den Bastionen* und wird sicherlich das Georgskreuz bekommen, und man wird in den Zeitungen über ihn schreiben‹ und so weiter, so daß ich entschieden anfangen, auf Dich eifersüchtig zu werden.« – An einer andern Stelle hieß es: »Die Zeitungen kommen schrecklich spät zu uns, und wenn man auch viele mündliche Nachrichten erhält, so kann man doch nicht allen glauben. Gestern

zum Beispiel erzählten die Dir bekannten *Fräuleins mit der Musik*, Napoleon sei schon von unsern Kosaken gefangen und nach Petersburg geschickt; aber Du kannst Dir denken, wie sehr ich solchen Nachrichten traue! Und ein aus Petersburg hergereister Herr (er ist beim Minister Beamter für besondere Aufträge, ein sehr lieber Mensch, und jetzt, wo niemand in der Stadt ist, eine solche *Ressource* für uns, wie Du Dir kaum vorstellen kannst –), er erzählt also als ganz bestimmt, daß die Unseren Eupatoria eingenommen haben, *so daß den Franzosen die Verbindung mit Balaklawä abgeschnitten ist*, und daß dabei zweihundert Mann der Unseren und fünfzehntausend der Franzosen gefallen sind. Meine Frau war so entzückt von dieser Nachricht, daß sie die ganze Nacht *gezech* hat; sie behauptet, sie fühle es ganz bestimmt, daß Du dabei gewesen bist und Dich ausgezeichnet hast.«

Trotz der Worte und Ausdrücke, die ich absichtlich durch Unterstreichen hervorgehoben habe, und trotz des ganzen

Tones in diesem Briefe gedachte Stabskapitän Michailow mit unsagbarer Wehmut seines Freundes in der Provinz, der blassen jungen Frau und der abendlichen Plauderstunden in der »Laube«: er erinnerte sich, wie der gutmütige Kamerad, der Ulan, sich ärgerte, weil er im Kartenspiel verlor, wenn sie in seinem Arbeitszimmer um einen Einsatz von einer Kopeke spielten, und wie die Frau ihn auslachte; er gedachte der Freundschaft, die diese Menschen für ihn empfanden: all diese Personen und deren Umgebung tauchten in seiner Phantasie in wunderbar süßem, freudig rosigem Lichte auf, und über seine Erinnerungen lächelnd faßte er nach der Tasche, in welcher der ihm so liebe Brief steckte.

Von den Erinnerungen kam Stabskapitän Michailow unwillkürlich zu Träumen und Hoffnungen. »Wie wird Natascha staunen und sich freuen,« dachte er, während er durch das enge Seitengäßchen schritt, »wenn sie auf einmal im ›Invaliden‹ lesen wird, wie ich als erster die Kanonen

erklettert und das Georgskreuz bekommen habe! Den Kapitänsrang erhalte ich noch von der früheren Vormerkung her. Dann kann ich leicht noch in diesem Jahr Major in der Linie werden, weil so viele gefallen sind, und viele von uns in diesem Feldzuge wohl noch fallen werden. Und dann wird es wieder etwas geben, und man wird mir als einem berühmten Manne ein Regiment anvertrauen ... Oberstleutnant ... den Annenorden um den Hals ... Oberst ...« und er war schon General, als die Töne der Boulevardmusik an sein Ohr schlugen und sein Blick auf die Menschenmenge fiel, und er erwachte aus seinen Träumen auf dem Boulevard – als der alte Stabskapitän von der Infanterie.

\*

### III.

Er näherte sich zuerst dem Pavillon, neben dem die Musiker standen, denen an Stelle von Pulten andere Soldaten desselben

Regimentes die aufgeschlagenen Noten hielten, und um die herum – mehr zuschauend als zuhörend – Schreiber, Junker und Wärterinnen mit Kindern einen Kreis bildeten. Rings um den Pavillon standen, saßen und gingen zumeist Marineoffiziere, Adjutanten und Offiziere in weißen Handschuhen. In der großen Allee des Boulevards promenierten Offiziere und Frauen jeder Art, einige der letzteren in Hüten, die meisten aber in Kopftüchern (es gab auch welche ohne Tücher und ohne Hüte), alle aber jung. Unten in den schattigen, duftenden Alleen weißer Akazien gingen und saßen einzelne Gruppen.

Niemand war besonders erfreut, den Stabskapitän Michailow auf dem Boulevard zu treffen, ausgenommen vielleicht die Kapitäne Obshogow und Ssußlikow von seinem Regiment, die ihm herzlich die Hand drückten; aber der erstere trug Kamelhaarbeinkleider und einen abgetragenen Mantel, hatte keine Handschuhe und ein so rotes,

schweißtriebendes Gesicht, und der zweite schrie so laut und ungeniert, daß man sich schämen mußte, mit ihnen zu promenieren, besonders vor den Offizieren in weißen Handschuhen (von denen Stabskapitän Michailow einen Adjutanten grüßte und einen zweiten Stabsoffizier hätte grüßen können, denn er hatte ihn zweimal bei einem gemeinsamen Bekannten getroffen). Übrigens, welches Vergnügen konnte es für ihn sein, mit den Herren Obshogow und Ssußlikow zu spazieren, wenn er ohnedies mindestens sechsmal am Tage mit ihnen zusammentraf und ihnen die Hand drückte? Nicht zu diesem Zwecke war er zur Musik gekommen.

Er wäre gern auf den Adjutanten, den er grüßte, zugegangen und hätte gern mit diesen Herren geplaudert, nicht etwa, damit die Kapitäne Obshogow und Ssußlikow und der Leutnant Paschtezkij und die anderen sähen, daß er mit ihnen sprach, sondern einfach nur, weil es angenehme Menschen waren und zudem alle Neuigkeiten wußten und ihm erzählt hätten.

Und warum scheut Stabskapitän Michailow sich und entschließt sich nicht, an sie heranzutreten? »Wie, wenn sie plötzlich meinen Gruß nicht erwidern?« denkt er, »oder wenn sie mich grüßen und dann untereinander weitersprechen, als wäre ich gar nicht da? Oder wenn sie mich stehen lassen und ich allein bleibe unter den *Aristokraten*?« Das Wort Aristokraten (im Sinne eines höheren, auserwählten Kreises, gleichviel in welchem Stande) ist bei uns in Rußland, wo es eigentlich gar nicht existieren sollte, seit einiger Zeit sehr populär geworden und in alle Gegenden und alle Gesellschaftsschichten gedrungen, wo nur überhaupt die Hoffart eindringt (und in welche Zeiten und Verhältnisse ist diese klägliche Sucht nicht eingedrungen?): in die Kreise der Kaufleute, der Beamten, der Schreiber, der Offiziere, in Saratow, in Mamadysch, in Winnitza, – überall, wo es Menschen gibt. Und da es deren in der belagerten Stadt Sewastopol sehr viele gibt, ist dort auch viel Hoffart zu finden, folglich gibt's da auch »Aristokraten«, obgleich der Tod in jedem Augenblick über dem Haupte

des »Aristokraten« wie des »Nicht-Aristokraten« schwebt.

Für Kapitän Obshogow ist Stabskapitän Michailow ein Aristokrat, für Stabskapitän Michailow ist Adjutant Kalugin ein Aristokrat, weil er eben ein Adjutant ist und sich mit einem andern Adjutanten duzt. Für den Adjutanten Kalugin ist Graf Nordow ein Aristokrat, weil er Flügeladjutant ist.

Hochmut, Hochmut und Hochmut überall, selbst am Rande des Grabes und unter Menschen, die bereit sind, wegen einer erhabenen Überzeugung in den Tod zu gehen! Hochmut! Wahrscheinlich ist er ein charakteristischer Zug und eine besondere Krankheit unseres Zeitalters. Warum hat man in früheren Zeiten nichts davon gehört, wie von den Pocken oder der Cholera? Warum gibt's in unserer Zeit nur drei Gattungen von Menschen: die einen, die den Ursprung des Hochmuts als eine notwendigerweise existierende, daher berechnete Tatsache hinnehmen und sich ihm freiwillig unterwerfen; die andern, die



ihn als unglückselige, aber nicht zu beseitigende Bedingung hinnehmen, und die dritten, die unbewußt sklavisches unter ihrem Einflusse handeln? Warum haben ein Homer und ein Shakespeare von Liebe, von Ruhm, von Leiden geschrieben, während die Literatur unseres Jahrhunderts nur eine endlose Erzählung von Snobismus und Dünkel ist?

Der Stabskapitän ging zweimal unentschlossen an der Gruppe seiner Aristokraten vorüber, beim dritten Male überwand er sich und trat an sie heran. Der Kreis bestand aus vier Offizieren: aus dem Adjutanten Kalugin, den Michailow kannte, dem Adjutanten Fürsten Galjzin, der sogar für Kalugin selbst ein wenig Aristokrat war, dem Obersten Neferdow, einem der sogenannten »hundertzweiundzwanzig Zivilisten« (Verabschiedete, die für diesen Feldzug wieder in den Dienst getreten waren), und dem Rittmeister Praskuchin, auch einem der Hundertzweiundzwanzig. Zu Michailows Glück war Kalugin in prächtiger Laune (der General hatte eben

erst sehr vertraulich mit ihm gesprochen, und Fürst Galjzin, der aus Petersburg gekommen war, war bei ihm abgestiegen): er erachtete es nicht für erniedrigend, dem Stabskapitän Michailow die Hand zu reichen, wozu sich jedoch Praskuchin, der mit Michailow sehr oft auf der Bastion zusammentraf, mehr als einmal dessen Wein und Schnaps getrunken hatte und ihm sogar noch vom Kartenspiel her zwölfteinhalf Rubel schuldete, nicht entschloß. Da er den Fürsten Galjzin noch nicht näher kannte, wollte er vor ihm seine Bekanntschaft mit einem einfachen Stabskapitän der Infanterie nicht verraten. Er verbeugte sich nur leicht.

»Nun, Kapitän,« sagte Kalugin, »wann geht's wieder auf das Bastiönchen? Wissen Sie noch, wie wir uns auf der Schwarzew-Schanze trafen? Da ging's heiß her, was?«

»Jawohl, sehr heiß,« erwiderte Michailow, der sich erinnerte, wie er in jener Nacht, durch den Laufgraben zur Bastion schleichend, Kalugin getroffen hatte, der so

kühn, fröhlich mit dem Säbel rasselnd,  
daher gekommen war.

»Ich müßte eigentlich erst morgen gehen,  
aber bei uns ist einer krank,« fuhr  
Michailow fort, »ein Offizier, und so –«

Er wollte erzählen, daß die Reihe nicht an  
ihm sei, weil aber der Kommandant der  
achten Kompagnie krank und in der  
Kompagnie nur der Fähnrich übrig  
geblieben war, so habe er es für seine  
Pflicht gehalten, sich für die Stelle des  
Leutnants NepschiBezki zu melden und  
gehe somit heute auf die Bastion. Kalugin  
hörte nicht mehr auf ihn.

»Ich ahne, daß es dieser Tage etwas geben  
wird,« sagte er zum Fürsten Galjzin.

»Wird es nicht schon heute etwas geben?«  
fragte Michailow schüchtern, bald Kalugin,  
bald Galjzin ansehend.

Niemand antwortete ihm. Fürst Galjzin  
runzelte nur die Stirn, blickte an

Michailows Mütze vorüber und sagte nach kurzem Schweigen:

»Ein prächtiges Mädel, die in dem roten Tuche! Kennen Sie sie nicht, Kapitän?«

»Es ist die Tochter eines Matrosen, – nicht weit von meiner Wohnung –« antwortete der Stabskapitän.

»Kommen Sie, wir wollen sie uns näher anschauen!« Und Fürst Galjzin faßte von einer Seite Kalugin, von der andern den Stabskapitän unter den Arm, im voraus überzeugt, daß dies dem letzteren unbedingt ein großes Vergnügen sein müsse, was in der Tat der Fall war.

Praskuchin ging hinterher und stieß den Fürsten Galjzin alle Augenblicke an den Arm, indem er allerlei Bemerkungen in französischer Sprache machte; aber da man zu viere den schmalen Weg nicht gehen konnte, war er gezwungen, allein zu gehen, und faßte nur in der zweiten Gruppe den berühmten, tapfern Marineoffizier

Sserwjagin unter den Arm, der von rückwärts herangekommen war und ihn angesprochen hatte, da auch er den Wunsch empfand, sich der Gruppe der »Aristokraten« anzuschließen. Und der berühmte Held schob mit Freuden seine starke, ehrenhafte Hand unter den Arm des allen, auch Sserwjagin selbst, als nicht besonders anständigen Menschen bekannten Praskuchin. Als Praskuchin, um dem Fürsten Galzin seine Bekanntschaft mit *diesem* Marineoffizier zu erklären, ihm zuflüsterte, daß es ein berühmter Held sei, schenkte der Fürst dem letzteren nicht die geringste Aufmerksamkeit: er war gestern auf der vierten Bastion gewesen, hatte aus zwanzig Schritt Entfernung eine Bombe platzen sehen, hielt sich daher für keinen geringeren Helden als Sserwjagin, und war der Ansicht, so mancher Ruhm werde sehr billig erworben.

Stabskapitän Michailow fand es so angenehm, in dieser Gesellschaft zu promenieren, daß er den *lieben* Brief aus T. ebenso vergaß wie die düstern Gedanken,

die bei der bevorstehenden Ausrückung auf die Bastion über ihn gekommen waren. Er blieb so lange in ihrer Gesellschaft, bis sie anfangen, nur noch untereinander zu sprechen, wobei sie seinen Blicken auswichen, um ihm zu verstehen zu geben, daß er gehen könne; schließlich ließen sie ihn ganz stehen. Aber der Stabskapitän war dennoch zufrieden, und als er bei dem Junker Baron Pest vorüberging, der seit gestern nacht besonders stolz und selbstbewußt auftrat, da er zum erstenmal in der Blindage der fünften Bastion gewesen war und sich infolgedessen für einen Helden hielt, kränkte Michailow sich nicht im geringsten über den verdächtig hochmütigen Ausdruck, mit dem der Junker sich stramm aufrichtete und ihn grüßte.

\*

#### IV.

Doch kaum hatte der Stabskapitän die Schwelle seiner Wohnung überschritten, als

ihm ganz andere Gedanken durch den Kopf zogen. Er sah sein kleines Zimmerchen mit dem unebenen Lehm Boden und den schiefen, mit Papier verklebten Fenstern, sein altes Bett mit dem darüber angenagelten Wandteppich, auf dem eine Amazone abgebildet war und zwei Tulaer Pistolen hingen, das schmutzige, mit einer Kattundecke bedeckte Bett des Junkers, der mit ihm zusammenwohnte; er sah seinen Burschen Nikita, der mit unordentlichem, fettem Haar, sich kratzend, vom Fußboden aufstand; er sah seinen alten Mantel, seine Stiefel und ein Bündelchen, aus dem ein Stück Käse und der Hals einer Porterflasche mit Branntwein hervorsahen und das bestimmt war, auf die Bastion mitgenommen zu werden, – und er erinnerte sich plötzlich, daß er heute für die ganze Nacht mit der Kompagnie die Schützengräben beziehen müsse.

»Ganz gewiß, ich werde heute nacht fallen,« dachte der Stabskapitän, »ich fühle es. Und dann: ich brauchte ja eigentlich gar nicht zu gehen, ich hab' mich selbst

gemeldet. Und der, der sich anbietet, fällt immer. Was fehlt denn diesem verwünschten Nepschißezkij? Es ist leicht möglich, daß er gar nicht krank ist, und um seinetwillen wird nun ein Mensch getötet. Übrigens, wenn ich nicht falle, werde ich sicher vorgeschlagen. Ich hab's wohl bemerkt, daß es dem Regimentskommandanten gefiel, als ich sagte: Gestatten Sie mir zu gehen, wenn Leutnant Nepschißezkij krank ist. Wenn ich nicht den Major kriege, so doch sicher den Wladimiorden. Ich geh' ja schon zum dreizehntenmal auf die Bastion. O weh, dreizehn ist eine abscheuliche Zahl! Ich werde ganz gewiß getötet werden, ich fühle es, daß ich getötet werde. Aber einer mußte ja gehen; die Kompagnie kann doch nicht mit dem Fähnrich allein hinausziehen. Und wenn dann etwas passiert wäre, – die Ehre des Regimentes, die Ehre der Armee hängt doch davon ab. Es war meine *Pflicht*, zu gehen, ja, meine heilige Pflicht. Aber ich hab' eine Vorahnung.« Der Stabskapitän vergaß, daß ähnliche Vorahnungen ihn mehr oder weniger stark schon wiederholt



überschlichen hatten, wenn er auf die Bastion hinaus mußte, und er wußte nicht, daß jeder, der ins Feuer geht, dieselbe Vorahnung mehr oder weniger stark empfindet. Beruhigt durch das Pflichtbewußtsein, das in ihm besonders stark entwickelt war, setzte er sich an den Tisch und begann einen Abschiedsbrief an seinen Vater. Nach zehn Minuten hatte er den Brief beendet, erhob sich mit tränennassen Augen und begann sich anzukleiden, wobei er im Geiste alle Gebete hersagte, die er kannte. Der etwas angeheiterte und grobe Bursche reichte ihm träge den neuen Rock (der alte, den der Stabskapitän gewöhnlich anzog, wenn er auf die Bastion ging, war nicht geflickt).

»Warum ist der Rock nicht geflickt? Du möchtest nur immer schlafen! so ein –« sagte Michailow ärgerlich.

»Was schlafen?« brummte Nikita, »Tag für Tag rennt man umher wie ein Hund, rackert sich ab – da soll man wohl nicht einschlafen!«

»Du bist wieder betrunken, wie ich sehe.«

»Nicht Ihr Geld hab' ich vertrunken, warum machen Sie mir Vorwürfe?«

»Schweig, Dummkopf!« schrie der Stabskapitän und wollte den Burschen schlagen; er war schon vorher erregt gewesen, verlor jetzt endgültig die Geduld und ärgerte sich über die Grobheit Nikitas, den er gern hatte, ja sogar verwöhnte, und der schon seit zwölf Jahren bei ihm war.

»Dummkopf? Dummkopf?« wiederholte der Bursche, »warum schimpfen Sie mich Dummkopf, gnädiger Herr? In einer Zeit, wie wir sie jetzt haben, ist's nicht recht, zu schimpfen!«

Michailow erinnerte sich, wohin er gehen mußte, und schämte sich.

»Du bringst aber auch jeden aus der Geduld, Nikita!« sagte er sanft; »diesen Brief an meinen Vater laß auf dem Tische

liegen, rühr' ihn nicht an!« fügte er errötend hinzu.

»Zu Befehl,« sagte Nikita, den unter dem Einflusse des Weines, welchen er, wie er sagte, für sein »eigenes« Geld getrunken hatte, die Rührung überkam, und der große Lust zu haben schien, in Tränen auszubrechen.

Als der Stabskapitän auf der Vortreppe sagte: »Lebewohl, Nikita!« schluchzte Nikita plötzlich krampfhaft auf und stürzte auf seinen Herrn zu, um ihm die Hände zu küssen. »Leben Sie wohl, gnädiger Herr!« sagte er schluchzend. Die alte Matrosenfrau, die auf der Treppe stand, konnte nicht umhin, an dieser gefühlvollen Szene teilzunehmen, begann sich mit dem schmutzigen Ärmel die Augen zu wischen und sagte etwas davon, daß die Herren gar so große Qualen auszustehen haben, und daß sie, eine arme Frau, als Witwe zurückgeblieben sei, und erzählte dem betrunkenen Nikita zum hundertsten Male von ihrem Kummer: wie ihr Mann gleich

beim ersten »Bandirement« gefallen, wie ihr Häuschen total zerstört worden (das, in dem sie jetzt wohnte, gehörte nicht ihr) und so weiter. Als der Herr fort war, rauchte Nikita seine Pfeife an, bat die Wirtstochter, ihm Schnaps zu holen, und hörte sehr bald zu weinen auf; ja er begann sogar mit der Alten einen Streit wegen eines kleinen Eimers, den sie ihm zerschlagen haben sollte.

»Vielleicht werde ich nur verwundet,« sagte sich der Stabskapitän, als er sich in der Abenddämmerung mit der Kompanie der Bastion näherte. »Aber wo und wie? hier? dort?« dachte er, indem er im Geiste bald auf die Brust, bald auf den Leib wies. »Wenn hier (dabei dachte er an den Oberschenkel), so wär's noch nicht so arg; aber hier, und gar mit einem Splitter, – dann ist's zu Ende!«

Der Stabskapitän kam durch die Laufgräben glücklich zu den Schützengräben, stellte bei völliger Dunkelheit mit Hilfe eines Sappeuroffiziers

die Leute zur Arbeit auf und setzte sich in eine kleine Grube unter der Brustwehr. Das Feuer war schwach; nur selten blitzte es bald bei uns, bald bei »ihm«, und eine leuchtende Bombenröhre zeichnete einen feurigen Bogen auf den dunklen Sternenhimmel. Aber alle Bomben fielen weit hinter oder neben dem Schützengraben nieder, in dem der Stabskapitän in seiner Grube saß. Er trank einen Schnaps, aß ein Stück Käse, rauchte eine Zigarette und wollte, nachdem er gebetet hatte, ein wenig schlafen.

\*

## V.

Fürst Galjzin, Oberstleutnant Neferdow und Praskuchin, den niemand eingeladen hatte, mit dem niemand sprach, der aber nicht von ihrer Seite wich, waren alle zusammen vom Boulevard zu Kalugin zum Tee gegangen.

»Nun, du hast mir noch nicht zu Ende erzählt von Waßjka Mendel,« sagte

Kalugin, nachdem er den Mantel abgelegt und sich ans Fenster in einen weichen Ruhesessel gesetzt habe, indem er den Kragen seines frischen, gestärkten Hemdes aus holländischer Leinwand aufknöpfte; »wie hat er sich also verheiratet?«

»Zum Totlachen, Bruder! je vous dis, il y avait un temps, on ne parlait que de ça à Petersbourg,« antwortete lachend Fürst Galjzin, sprang vom Klavier auf, an dem er gesessen hatte, und schwang sich auf das Fenster neben dem, an welchem Kalugin saß, »wirklich zum Totlachen! Ich weiß alles ganz genau –«

Und er begann lustig, lebhaft und geistreich eine Liebesgeschichte zu erzählen, die wir hier übergehen, da sie für uns nicht interessant ist. Merkwürdig aber war's, daß nicht nur Fürst Galjzin, sondern alle diese Herren, die sich's hier bequem gemacht hatten, der eine auf dem Fensterbrett, der andere mit hochgezogenen Beinen, der dritte am Klavier, – daß sie ganz andere Menschen zu sein schienen als vorhin auf

dem Boulevard: die lächerliche Aufgeblasenheit und Dünkelhaftigkeit, die sie den Infanterie-Offizieren gegenüber an den Tag gelegt hatten, waren verschwunden; hier waren sie unter sich, gaben sich natürlich und waren – besonders Kalugin und Fürst Galjzin – sehr liebe, lustige und gutmütige Jungen. Das Gespräch drehte sich um Petersburger Kameraden und Bekannte.

»Was macht Maslowskij?«

»Welcher? Der Leibulan oder der Gardekavallerist?«

»Ich kenne beide. Der Gardekavallerist war zu meinen Zeiten noch ein Bürschlein, das eben erst die Schule verlassen hatte. Was ist der ältere, – Rittmeister?«

»O, schon lange!« – Und so ging es weiter.

Dann setzte Fürst Galjzin sich ans Klavier und sang prächtig ein Zigeunerlied. Praskuchin sang, ohne daß ihn jemand

gebeten hätte, die zweite Stimme, und zwar so gut, daß man ihn nun darum bat, was ihn sehr befriedigte. Ein Diener brachte auf silbernem Präsentierbrett Tee mit Sahne und kleinen Brezeln.

»Reich' dem Fürsten!« sagte Kalugin.

»Es ist doch sonderbar, daß wir hier in einer belagerten Stadt sind,« meinte Galjzin, indem er ein Glas Tee nahm und ans Fenster ging; »Klavier und Gesang, Tee mit Sahne, eine Wohnung, wie ich sie mir in Petersburg wirklich nur wünschen könnte —«

»Ja wenn man nicht einmal das hätte,« sagte der stets unzufriedene alte Oberstleutnant, »wäre diese beständige Erwartung von etwas Ungewissem einfach unerträglich. Zu sehen, wie Tag für Tag gekämpft und gekämpft wird, ohne daß ein Ende kommt! Wenn man dabei noch in Schmutz und Unbequemlichkeit leben müßte —«



»Was sollen aber unsere Infanterieoffiziere sagen,« fragte Kalugin, »die mit den Soldaten auf den Bastionen in den Blindagen hausen und Soldatensuppe essen? Wie steht's mit denen?«

»Wie's mit denen steht? Die wechseln freilich manchmal zehn Tage lang nicht die Wäsche, aber es sind Helden, bewundernswerte Menschen!«

In diesem Augenblick trat ein Infanterieoffizier ins Zimmer.

»Ich – ich habe Befehl – kann ich den General – kann, ich Seine Exzellenz im Auftrage des Generals N. sprechen?« fragte er, sich schüchtern verbeugend.

Kalugin erhob sich und fragte den Offizier, ohne seinen Gruß zu erwidern, mit beleidigender Höflichkeit und einem erzwungenen offiziellen Lächeln, ob es »Ihnen« nicht gefällig wäre, zu warten; dann wandte er sich, ohne dem Offizier einen Stuhl anzubieten und ihm weiter

Aufmerksamkeit zu schenken, Galjzin zu und begann mit ihm französisch zu sprechen, so daß der arme Offizier, der mitten im Zimmer stehen geblieben war, durchaus nicht wußte, was er mit seiner Person anfangen sollte.

»In äußerst dringender Angelegenheit,« sagte er nach minutenlangem Schweigen.

»Ach so! dann bitte!« sprach Kalugin, den Mantel umwerfend und den Offizier zur Tür begleitend. —

»Eh bien, messieurs, je crois que cela chauffera cette nuit,« sagte Kalugin, als er vom General zurückkam.

»Ah? Was? Ein Ausfall?« fragten alle durcheinander.

»Weiß nicht, — ihr werdet's ja selbst sehen,« antwortete Kalugin mit geheimnisvollem Lächeln.

»Und mein Kommandant ist auf der Bastion, – folglich muß wohl auch ich hinaus,« sagte Praskuchin, den Säbel umschnallend.

Aber niemand antwortete ihm; er mußte selbst entscheiden, ob er gehen sollte oder nicht.

Praskuchin und Neferdow gingen fort, um sich auf ihren Posten zu begeben. »Leben Sie wohl, meine Herren!« – »Auf Wiedersehen, meine Herren! Wir sehen uns noch heute nacht!« rief Kalugin aus dem Fenster, als Praskuchin und Neferdow, über ihre Kosakensättel gebeugt, die Straße hinunterritten. Das Getrabe der Kosakenpferde verklang bald in der dunklen Straße.

»Non, dites-moi, est-ce qu'il y aura véritablement quelque chose cette nuit?« fragte Galjin, der mit Kalugin im Fenster lag und auf die Bomben blickte, die über den Bastionen aufstiegen.

»Dir kann ich's ja erzählen. Siehst du – du warst doch auf den Bastionen? (Galjzin nickte bestätigend, obgleich er nur einmal auf der vierten Bastion gewesen war.) Unsrer Lünette gegenüber also war ein Laufgraben –« und Kalugin, der kein Fachmann war, wenngleich er seine strategischen Ansichten für sehr richtig hielt, begann, etwas unklar und unter Verdrehung der technischen Ausdrücke, den Stand unserer und der feindlichen Befestigungsarbeiten und den Plan des beabsichtigten Unternehmens zu schildern.

»Aber an den Schützengräben beginnt es zu knallen. Oho! ist das eine von uns oder von *ihm*? Da platzt sie!« sprachen sie, während sie vom Fenster aus die sich in der Luft kreuzenden Feuerlinien der Bomben, das den dunkelblauen Himmel auf Augenblicke erleuchtende Aufblitzen der Schüsse und den weißen Pulverdampf beobachteten und den Lärm des immer heftiger werdenden Feuers tauschten.

» Quel charmant coup d'oeil! was?«  
sagte Kalugin, indem er die  
Aufmerksamkeit seines Gastes auf dieses  
wirklich schöne Schauspiel lenkte. »Weißt  
du, manchmal kann man die Bomben nicht  
von den Sternen unterscheiden.«

»Ja, eben erst dachte ich, das sei ein Stern;  
aber es sank herab. So, da platzt sie! Und  
dieser große Stern dort – wie heißt er  
gleich? – sieht genau wie eine Bombe aus.«

»Weißt du, ich hab' mich so an diese  
Bomben gewöhnt, daß ich überzeugt bin, in  
einer Sternennacht daheim in Rußland wird  
mir's scheinen als seien das alles Bomben;  
so gewöhnt man sich daran.«

»Aber sollte ich diesen Ausfall nicht  
mitmachen?« fragte Fürst Galjzin nach  
minutenlangem Schweigen.

»Ach was, Bruder! denk gar nicht daran!  
Ich würde dich ja gar nicht fortlassen,«  
antwortete Kalugin; »wirst schon noch  
dazukommen, Bruder!«

»Im Ernst? Du glaubst also, daß ich nicht hin soll? was?« In diesem Moment ertönte aus der Richtung, nach welcher die Herren blickten, nach dem Kanonengebrüll ein fürchterliches Gewehrgeknatter, und tausende kleiner Feuerchen flammten immer wieder auf der ganzen Linie auf.

»Jetzt, jetzt hat das Richtige angefangen!« sagte Kalugin; »so ein Gewehrfeuer kann ich nicht kaltblütig anhören, weißt du, es packt einen so bis ins tiefste Innere. Hörst du? das Hurra!« fügte er hinzu, indem er auf den fernen, langgezogenen Ton »a—a—aa« horchte, der aus Hunderten von Kehlen von der Bastion herüberschallte.

»Wessen Hurra ist's? Ihres oder unseres?«

»Ich weiß nicht; aber jetzt hat schon das Handgemenge begonnen, denn das Schießen hat aufgehört.«

Da kam ein Offizier, von einem Kosaken gefolgt, an die Vortreppe unter dem Fenster gesprengt und stieg vom Pferde.

»Woher?«

»Von der Bastion. Ich muß zum General.«

»Bitte. Nun, was gibt's?«

»Wir haben die Schützengräben angegriffen, – haben sie genommen, – die Franzosen haben ungeheuere Reserven herangeführt, – haben die Unsrigen angegriffen, – wir hatten nur zwei Bataillone –« erzählte atemlos derselbe Offizier, der am Abend dagewesen war; er rang nach Worten, schritt aber völlig ungeniert der Tür zu.

»Nun und sind wir zurückgegangen?« fragte Galzin.

»Nein,« antwortete ärgerlich der Offizier, »ein Bataillon kam zur rechten Zeit, – wir haben sie zurückgeschlagen; aber der Regimentskommandeur ist gefallen, und viele Offiziere; es ist Befehl gegeben, um Verstärkung zu bitten –«

Und mit diesen Worten ging er mit Kalugin zum General, wohin wir ihm nicht folgen.

Fünf Minuten später saß Kalugin bereits auf einem Kosakenpferde (und zwar in der eigentümlichen quasi Kosakenhaltung, in welcher, wie ich bemerkt habe, alle Adjutanten etwas besonders Angenehmes sehen) und ritt im Trabe zur Bastion, um einige Befehle zu übergeben und Nachrichten über das Endresultat des Treffens abzuwarten; Fürst Galjzin aber begab sich unter dem Eindruck der heftigen Erregung, welche die nahen Anzeichen einer Schlacht gewöhnlich auf den unbeteiligten Zuschauer machen, auf die Straße hinaus und begann ziellos auf und ab zu spazieren.

\*

## VI.

Soldaten trugen Verwundete auf Tragbahren oder führten sie am Arme. Es war vollständig finster auf der Straße; nur hier



und da sah man die erleuchteten Fenster eines Hospitals oder einer Offizierswohnung. Von den Bastionen tönten noch immer Kanonendonner und Gewehrfeuer herüber, und nach wie vor blitzte es immer wieder am schwarzen Himmel auf. Zuweilen hörte man den Hufschlag des Pferdes eines vorbeireitenden Ordonnanzoffiziers, das Stöhnen eines Verwundeten, die Schritte und das Gespräch der Träger oder weibliche Stimmen der erschreckten Einwohner, die auf die Vortreppe traten, um die Kanonade zu beobachten.

Unter den letzteren befanden sich auch der uns bekannte Nikita, die alte Matrosenfrau, mit der er sich wieder versöhnt hatte, und deren zehnjährige Tochter. »Herr Gott, heilige Mutter Gottes!« murmelte seufzend die Alte, als sie die Bomben sah, die wie Feuerbälle unaufhörlich herüber und hinüber flogen; »schrecklich! o wie schrecklich! i-i-hi-hi – so war's ja nicht einmal beim ersten Bandirement. Sieh, wo

sie geplatzt ist, die Verfluchte, grad' über unserm Hause in der Vorstadt!«

»Nein, es ist weiter; sie fallen alle zur Tante Arina in den Garten,« sagte das Mädchen.

»Und wo, wo ist jetzt mein Herr?« fragte Nikita mit etwas singender Stimme und noch ein wenig angeheitert: »Wie ich diesen Herrn liebe, – kann's gar nicht sagen! Ich liebe ihn so, daß, wenn man ihn, was Gott verhüten möge, sündigerweise töten sollte, so – glauben Sie mir, Tantchen, ich weiß nicht, was ich mir dann antu, bei Gott! Ein solcher Herr ist er, daß – kann man ihn denn mit denen vergleichen, die hier Karten spielen? Was sind das – pfui! mit einem Wort!« schloß Nikita, indem er auf das erleuchtete Fenster im Zimmer seines Herrn wies; in Abwesenheit des Stabskapitäns hatte der Junker Schwadtschewskij zur Feier einer erhaltenen Auszeichnung Gäste geladen: die Sekondleutnants Ugrowitsch und Nepschißezkij, der am Rheuma litt.

»Wie Sternchen fliegen sie, wie Sternchen!« unterbrach das Mädchen, gen Himmel blickend, das Schweigen, das auf Nikitas Worte gefolgt war; »da, da ist noch eins gefallen! Wozu ist das so, Mütterchen?«

»Sie werden unser Häuschen ganz zerstören!« sprach seufzend die Alte, ohne auf die Frage des Mädchens zu antworten.

»Und als ich heut' mit Tantchen dort war, Mütterchen,« fuhr das Mädchen, das ins Reden gekommen war, in singendem Ton fort, »da lag dort eine große Kanonenkugel im Zimmerchen direkt neben dem Schrank; sie hat den Flur durchschlagen, man sieht's, und ist ins Zimmer geflogen; so groß ist sie, – man kann sie nicht aufheben!«

»Wer einen Mann und Geld hat, ist fortgezogen,« sagte die Alte, »wir aber haben nur das eine Häuschen, und auch das haben sie zerstört. Sieh nur! Sieh, wie er

feuert, der Bösewicht! Herr Gott, Herr Gott!«

»Und grad' wie wir hinaus wollten, kam eine Bombe geflogen, sie platzt und überschüttet uns mit Erde, und beinahe, beinahe hätte ein Splitter mich und Tantchen getroffen!«

\*

## VII.

Immer mehr Verwundete auf Tragbahren und zu Fuß, die einen auf die andern gestützt und laut miteinander sprechend, kamen dem Fürsten Galjzin entgegen.

»Wie sie herangestürzt kamen, Bruder!« sprach ein großer Soldat in tiefem Baß, der zwei Gewehre auf dem Rücken trug, »wie sie herangestürzt kamen, wie sie schrien: Allah! Allah! Unsere Soldaten haben sich während der Kämpfe mit den Türken so sehr an diesen Schlachtruf der Feinde gewöhnt, daß sie jetzt erzählen, auch die

Franzosen schreien »Allah!« Einer klettert über den andern, den einen macht man tot, – die andern kommen schon nachgeklettert, – nicht fertig zu werden mit ihnen! Unabsehbar –«

An dieser Stelle unterbrach ihn Galjzin:

»Du kommst von der Bastion?«

»Zu Befehl, Euer Wohlgeboren!«

»Na, was war dort los? Erzähl' einmal!«

»Was dort los war? Ihre *Macht* rückte heran, Euer Wohlgeboren, sie kletterten auf den Wall und aus war's. Sie haben uns vollständig untergeköriegt, Euer Wohlgeboren!«

»Wieso untergeköriegt? Ihr habt sie doch zurückgeschlagen?«

»Wie soll man *ihn* zurückschlagen, wenn seine ganze *Macht* heranrückt! Er hat alle Unsrigen niedergestochen, und man schickt uns keine Hilfe.«

Der Soldat war im Irrtum, denn der Laufgraben war in unseren Händen; es ist aber eine Eigentümlichkeit, die jeder beobachten kann: der in einem Treffen verwundete Soldat hält die Schlacht stets für verloren und für ungeheuer blutig.

»Warum hat man mir denn erzählt, daß der Feind zurückgeschlagen wurde?« fragte Galjzin ärgerlich; »vielleicht war das später, nach deinem Fortgehen? Bist du schon lange von dort fort?«

»Eben erst, Euer Wohlgeboren,« erwiderte der Soldat; »ich glaub's auch kaum; der Laufgraben ist gewiß von *ihm* genommen worden, – er hat uns vollständig untergekriegt!«

»Und ihr schämt euch gar nicht? Den Laufgraben zu räumen, – schrecklich!« sagte Galjzin, empört über diesen Gleichmut.

»Was soll man machen, wenn's seine *Macht* war!« brummte der Soldat.

»Und, Euer Wohlgeboren,« sagte jetzt ein Soldat von einer Tragbahre aus, die herangekommen war, »wie soll man's nicht aufgeben, wenn er beinahe alle totgeschossen hat? Wenn unsere Macht dagewesen wäre, – nie im Leben hätten wir's aufgegeben! Aber was sollte man hier tun? Ich hab' einen niedergestochen, – da trifft's mich aber, und wie! – O – ach! leichter, Brüder! gleichmäßiger, Brüder! geht gleichmäßiger! O–o–o!« stöhnte der Verwundete.

»Aber es scheint mir wirklich, daß viele ganz unnützerweise zurückkommen!« sagte Galjzin, indem er den großen Soldaten mit den zwei Gewehren wieder anhielt; »warum kommst du zurück? He, du da, bleib stehen!«

Der Soldat blieb stehen und griff mit der linken Hand nach der Mütze.

»Wohin gehst du, und weshalb?« schrie Galjzin in strengem Tone, »Verd–«

In diesem Moment war er dicht vor den Soldaten getreten und sah nun, daß dessen rechte Hand unter dem Ärmelaufschlag verborgen und der Arm bis über den Ellbogen blutig war.

»Verwundet, Euer Wohlgeboren!«

»Wodurch?«

»Hier, – wohl durch eine Kugel,« antwortete der Soldat, auf den Arm deutend, »und hier weiß ich wirklich nicht, was mir den Kopf zerschlagen hat!« Und er neigte sich und zeigte die blutigen, zusammengeklebten Haare am Hinterkopf.

»Und wem gehört das zweite Gewehr?«

»Das ist ein französischer Stutzen, Euer Wohlgeboren, ich hab' ihn einem fortgenommen. Ich wär' auch nicht fortgegangen, wenn ich nicht den jungen Soldaten da hätte begleiten wollen, der fällt am Ende nieder –« fügte er hinzu, auf einen Soldaten zeigend, der ein wenig vor ihm



ging, sich auf das Gewehr stützte und den linken Fuß mühsam nachschleppte.

Fürst Galjzin schämte sich plötzlich sehr seines ungerechten Verdachtes. Er fühlte, daß er rot wurde, wandte sich ab und ging, ohne die Verwundeten weiter zu beobachten und auszufragen, nach dem Verbandplatz.

Nachdem er sich auf der Vortreppe mit Mühe zwischen den zu Fuß gehenden Verwundeten und den Krankenträgern, die mit Verwundeten hinein und mit Toten herauskamen, durchgewunden hatte, trat Galjzin in das erste Zimmer, warf einen Blick hinein, drehte sich unwillkürlich sofort um und eilte auf die Straße zurück: das war zu schrecklich!

\*

## VIII.

Der große, hohe und dunkle Saal, nur von vier bis fünf Kerzen erleuchtet, mit denen die Ärzte an die Verwundeten herantraten,

um sie zu untersuchen, war buchstäblich voll. Die Träger brachten immer neue Verwundete, legten sie der Reihe nach auf den Fußboden, auf dem es schon so eng war, daß die Unglücklichen einander stießen und einer im Blute des andern lag, und gingen fort, andere zu holen. Die Blutlachen, die auf den noch unbesetzten Stellen des Fußbodens zu sehen waren, der fieberheiße Atem einiger hundert Menschen und die Ausdünstung der Träger erzeugten einen eigentümlichen schweren, dichten, übelriechenden Dunst, in dem die Lichte in den verschiedenen Ecken des Saales trübe brannten. Entsetzliches Stöhnen, Seufzen, hier und da von einem durchdringenden Schrei unterbrochen, erfüllte den ganzen Raum. Die barmherzigen Schwestern – mit ruhigen Gesichtern und mit dem Ausdruck nicht des leeren, weibischen, krankhaft träumerischen Mitleids, sondern der praktischen, tätigen Teilnahme – tauchten bald hier, bald da, über die Verwundeten hinüberschreitend, mit Arznei, Wasser, Verbandzeug, Scharpie zwischen den blutigen Mänteln und Hemden auf. Die

Ärzte knieten mit aufgekrempeelten Ärmeln vor den Verwundeten, neben denen die Feldscher die Kerzen hielten, und untersuchten, befühlten und sondierten die Wunden, ohne auf das entsetzliche Stöhnen und die flehentlichen Bitten der Leidenden zu achten. Einer der Ärzte saß an einem Tischchen an der Tür und notierte in dem Augenblick, als Galjzin eintrat, bereits Nummer 532.

»Iwan Bogajew, Gemeiner der dritten Kompanie des S.-Regiments, *fractura femuris complicata!*« rief ein anderer vom Ende des Saales her, während er das zerschmetterte Bein befühlte; »dreh ihn einmal um!«

»O weh! Väterchen! mein Väterchen!« schrie der Soldat flehend, damit man ihn nicht anrühre.

» *Perforatio capitis.* – Ssemjon Neferdow, Oberstleutnant des N.-Infanterieregiments. Sie müssen etwas Geduld haben, Oberst, so geht es nicht, ich

lasse Sie sonst liegen,« sagte ein dritter, indem er mit einem Häkchen im Kopfe des unglücklichen Oberstleutnants umhertastete.

»Ach, lassen Sie! O, um Gottes willen, schneller, schneller, um Gott– a–a–a–a–a!«

» Perforatio pectoris. – Sebastian Ssereda, Gemeiner, von welchem Regiment? – Übrigens – schreiben Sie nichts: *moritur*. Tragt ihn fort,« sagte der Arzt und trat von dem Soldaten zurück, der mit schon brechenden Augen mühsam röchelte.

Etwa vierzig Träger standen an der Tür und warteten auf die Überführung der Verwundeten ins Hospital, der Toten in die Kapelle; schweigend und von Zeit zu Zeit schwer aufseufzend betrachteten sie das Bild ...

\*

**IX.**

Auf dem Wege zur Bastion traf Kalugin viele Verwundete, aber da er aus Erfahrung wußte, wie ungünstig ein solcher Anblick während einer Schlacht auf die Stimmung eines Menschen wirkt, hielt er nicht an, um sie auszufragen, sondern bemühte sich vielmehr, sie gar nicht zu beachten. Am Fuße des Berges begegnete er einem Ordonnanzoffizier, der in gestrecktem Galopp von der Bastion gesprengt kam.

»Sobkin! Sobkin! halten Sie einen Moment!«

»Was gibt's?«

»Woher?«

»Aus den Schützengräben.«

»Und wie geht's dort zu? heiß?«

»Ach, schrecklich!«

Und der Ordonnanzoffizier galoppierte weiter.

In der Tat, wenn auch das Gewehrfeuer schwächer geworden war, so setzte die Kanonade jetzt mit neuer Heftigkeit und Hartnäckigkeit ein.

»Ach, gräßlich!« dachte Kalugin, während ihn ein unangenehmes Gefühl beschlich, und auch über ihn kam eine Vorahnung, das heißt ein sehr natürlicher Gedanke, – der Gedanke an den Tod. Aber Kalugin war ehrgeizig und besaß eiserne Nerven, kurz, er war das, was man tapfer nennt. Er überließ sich nicht der ersten Empfindung und suchte sich Mut zu machen, indem er sich eines Adjutanten, ich glaube Napoleons, erinnerte, der nach Weitergabe der Ordre mit blutendem Kopf zu Napoleon zurückgaloppierte. » Vous êtes blessé?« fragte ihn Napoleon. » Je vous demande pardon, Sire, je suis mort!« Und der Adjutant stürzte vom Pferde und starb.

Kalugin erschien das sehr schön, und er bildete sich sogar ein wenig ein, er selbst sei dieser Adjutant; dann versetzte er seinem Pferde einen Hieb mit der

Reitpeitsche, nahm eine noch flottere Kosakenhaltung an, blickte sich nach seinem Kosaken um, der, in den Steigbügeln aufrecht stehend, hinter ihm her trabte, und kam als vollkommener Held an dem Platze an, wo er vom Pferde steigen mußte. Hier fand er vier Soldaten vor, die auf Steinen saßen und ihre Pfeifen rauchten.

»Was macht ihr hier?« schrie er sie an.

»Wir haben einen Verwundeten fortgetragen, Euer Wohlgeboren, und uns ein wenig niedergesetzt, um auszuruhen,« antwortete der eine von ihnen, die Pfeife hinterm Rücken verbergend und nach der Mütze greifend.

»Freilich, ausruhen! – Marsch auf eure Posten!«

Und er ging mit ihnen den Laufgraben entlang bergaufwärts, wobei er auf Schritt und Tritt Verwundeten begegnete. Nachdem er eine Weile gestiegen war, wandte er sich

nach links und befand sich nach einigen weiteren Schritten ganz allein. Dicht neben ihm sauste ein Bombensplitter vorbei, der in den Laufgraben fiel. Eine zweite Bombe tauchte vor ihm auf und kam, wie es schien, direkt auf ihn zugeflogen. Eine plötzliche Angst überfiel ihn: er eilte etwa fünf Schritte vor und warf sich dann zu Boden. Als aber die Bombe fern von ihm geplatzt war, ärgerte er sich über sich selbst, stand auf und sah sich nach allen Seiten um, ob niemand seinen Fall beobachtet hatte; aber es war niemand da.

Wenn die Angst sich einmal in der Seele festgesetzt hat, weicht sie nicht so leicht einem andern Gefühle. Er, der immer damit geprahlt hatte, daß er sich nie bücke, eilte jetzt schnellen Schrittes und tief zur Erde gebeugt durch den Laufgraben. »Ach, es ist schlimm!« dachte er, als er stolperte, »ich werde ganz gewiß totgeschossen!« Er wunderte sich über sich selbst, als er fühlte, wie schwer er atmete und wie ihm der Schweiß aus allen Poren drang, aber er



bemühte sich nicht mehr, seiner Erregung Herr zu werden.

Plötzlich hörte er vor sich Schritte. Schnell richtete er sich auf, hob den Kopf und ging, flott mit dem Säbel rasselnd, nicht mehr so schnell wie bisher weiter. Er erkannte sich selbst nicht wieder. Als er mit dem Sappeuroffizier, der ihm in Begleitung eines Matrosen entgegenkam, zusammentraf und dieser ihm zurief: »Niederlegen!« indem er auf den leuchtenden Punkt einer Bombe wies, die, heller und heller, geschwinder und geschwinder dahergeflogen kam und in der Nähe des Laufgrabens zu Boden fiel, neigte er unter dem Einfluß des Warnungsrufes nur ein wenig den Kopf und ging weiter.

»Was das für ein Tapferer ist!« sagte der Matrose, der in Seelenruhe dem Fallen der Bombe zugeschaut und mit geübtem Blick sofort berechnet hatte, daß ihre Splitter nicht in den Laufgraben fallen konnten; »der will sich nicht einmal niederlegen!«

Nur wenige Schritte hatte Kalugin noch über einen kleinen Platz bis zur Blindage des Bastionskommandanten zurückzulegen, als ihn wieder Unruhe und das dumme Angstgefühl überkamen; sein Herz klopfte stärker, das Blut stieg ihm zu Kopfe und er bedurfte starker Selbstüberwindung, um bis zur Blindage zu laufen.

»Warum sind Sie so außer Atem?« fragte der General, als er ihm die Ordre übergeben hatte.

»Ich bin sehr schnell gegangen, Exzellenz.«

»Wollen Sie nicht ein Glas Wein?«

Kalugin trank ein Glas Wein und steckte sich eine Zigarette an. Das Gefecht war bereits zu Ende; nur die heftige Kanonade dauerte noch auf beiden Seiten fort. In der Blindage saßen General N., der Bastionskommandant und noch etwa sechs Offiziere, unter denen sich auch Praskuchin befand, und sprachen über verschiedene Einzelheiten des Kampfes. Als Kalugin in

diesem behaglichen Zimmer saß, das mit blauen Tapeten ausgeschlagen war und in dem sich ein Divan, ein Bett, ein mit Papieren bedeckter Tisch, eine Wanduhr und ein Heiligenbild mit davor brennendem Lämpchen befanden, als er auf diese Zeichen der Wohnlichkeit und auf die dicken Deckbalken blickte und den in der Blindage nur schwach hörbaren Schüssen lauschte, konnte er absolut nicht verstehen, wie er sich zweimal von einer so unverzeihlichen Schwäche hatte überwältigen lassen können. Er war wütend auf sich selbst und sehnte sich nach einer Gefahr, um sich nochmals auf die Probe zu stellen.

»Ich bin froh, daß auch Sie hier sind, Kapitän,« sagte er zu einem Marineoffizier im Stabsoffiziersmantel, mit großem Schnurrbart und dem Georgskreuz, der soeben in die Blindage trat und den General bat, ihm Arbeiter zuzuweisen, um auf seiner Batterie zwei verschüttete Schießscharten auszubessern. »Der General hat mir befohlen,« fuhr Kalugin fort, als der

Batteriekommandant sein Gespräch mit dem General beendet hatte, »mich zu informieren, ob Ihre Geschütze einen Laufgraben mit Kartätschen beschießen können?«

»Nur ein Geschütz kann das,« antwortete der Kapitän finster.

»Wir wollen trotzdem hin und die Sache ansehen.«

Der Kapitän runzelte die Stirn und räusperte sich ärgerlich.

»Ich hab' schon die ganze Nacht dort gestanden und bin hergekommen, um ein wenig auszuruhen,« sagte er; »könnten Sie nicht allein hingehen? Mein Stellvertreter, Leutnant Karz, wird Ihnen alles zeigen.«

Der Kapitän befehligte schon seit sechs Monaten diese Batterie, die eine der gefährlichsten war, hatte selbst am Anfang der Belagerung, als noch keine Blindagen errichtet waren, schon beständig auf der

Bastion gewohnt; er stand unter den Seeleuten im Ruf großer Tapferkeit. Daher war Kalugin über seine Weigerung äußerst verwundert. »Und der ist berühmt!« dachte er.

»Nun, so gehe ich allein, wenn Sie erlauben,« sagte er ein wenig spöttisch zum Kapitän, der jedoch seinen Worten nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte.

Aber Kalugin bedachte nicht, daß er zu verschiedenen Zeiten alles in allem etwa fünfzig Stunden auf den Bastionen verbracht hatte, während der Kapitän dort seit sechs Monaten wohnte. Kalugin wurde noch durch den Ehrgeiz getrieben, durch den Wunsch, zu glänzen, durch die Hoffnung auf Belohnung, auf Berühmtheit, und durch den Reiz der Gefahr; der Kapitän aber hatte das alles schon durchgemacht: auch er war anfangs ehrgeizig gewesen, hatte Bravour gezeigt und Gefahren aufgesucht, auf Belohnungen gehofft und nach Ruhm gestrebt und hatte sie sich sogar erworben, jetzt aber hatten all diese

anregenden Mittel ihre Wirkung auf ihn verloren und er sah die Sache mit andern Augen an: er erfüllte aufs genaueste seine Pflicht, hielt es aber nach sechsmonatlichem Aufenthalt auf der Bastion für unnütz, sich ohne dringende Notwendigkeit in Gefahr zu begeben, so daß der junge Leutnant, der vor kaum einer Woche zur Batterie gekommen war und der sie jetzt Kalugin zeigte, mit diesem sich unnötigerweise zur Schießscharte hinauslehnte und auf die Banketts hinauskletterte, zehnmal tapferer schien als der Kapitän.

Als Kalugin die Batterie besichtigt hatte und den Rückweg zur Blindage antrat, stieß er in der Dunkelheit auf den General, der sich mit seinen Ordonnanzoffizieren auf den Wachturm begab.

»Rittmeister Praskuchin,« sagte der General, »gehen Sie bitte in den rechten Schützengraben und sagen Sie dem zweiten Bataillon des M.-Regimentes, das dort arbeitet, es möge die Arbeit lassen, ohne

Lärm abmarschieren und sich zu seinem Regiment begeben, das am Fuße des Berges in der Reserve steht. Verstehen Sie? Führen Sie es selbst zum Regiment.«

»Zu Befehl.«

Und Praskuchin lief im Trabe zum Schützengraben.

Das Feuer wurde schwächer.

\*

**X.**

»Ist dies das zweite Bataillon des M.-Regimentes?« fragte Praskuchin, als er an Ort und Stelle gekommen war und Soldaten antraf, die in Säcken Erde trugen.

»Zu Befehl.«

»Wo ist der Kommandant?«

Michailow war der Meinung, daß nach dem Kommandanten der Kompagnie gefragt werde, kam aus seiner Grube hervor und ging salutierend auf Praskuchin zu, den er für einen Vorgesetzten hielt.

»Der General hat befohlen – Sie – bitte sich zu verfügen – schnell – und vor allem leise zurückzumarschieren – das heißt nicht zurück – sondern zur Reserve!« sagte Praskuchin, wobei er nach dem feindlichen Feuer schielte.

Als Michailow Praskuchin erkannt und erfahren hatte, worum es sich handelte, ließ er die Hand sinken und gab den Befehl weiter; die Soldaten gerieten in Bewegung, ergriffen die Gewehre, zogen ihre Mäntel an, und das Bataillon marschierte ab.

Wer es nicht an sich selbst erfahren hat, kann sich das freudige Gefühl nicht vorstellen, das ein Mensch empfindet, wenn er nach dreistündigem Bombardement einen so gefährlichen Ort, wie ein Schützengraben es ist, verläßt. Michailow,



der während dieser drei Stunden zu wiederholten Malen und nicht ohne Grund sein Ende nahe glaubte, hatte Zeit gefunden, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß er zweifellos fallen werde und daß er nicht mehr dieser Welt angehörte. Trotzdem kostete es ihn große Mühe, seine Beine vom Laufen zurückzuhalten, als er an der Spitze der Kompagnie neben Praskuchin die Schützengräben verließ.

»Auf Wiedersehen!« sprach zu ihm ein Major, der Kommandant eines andern Bataillons, der in den Schützengräben zurückblieb und mit dem er seinen Käse geteilt hatte, als er in der Grube neben der Brustwehr gesessen; »Glück auf den Weg!«

»Und Ihnen wünsche ich Glück zum Halten Ihrer Position. Jetzt scheint Ruhe eingetreten zu sein.«

Aber kaum hatte er das gesagt, als der Feind, der die Bewegung in den Schützengräben wahrscheinlich bemerkt

hatte, wieder stärker und stärker zu feuern begann. Die Unsrigen antworteten ihm, und wiederum entstand eine heftige Kanonade. Die Sterne schimmerten hoch, aber nicht sehr hell am Himmel. Die Nacht war so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sah; nur das Feuer der Schüsse und die platzenden Bomben beleuchteten für ein paar Sekunden die Dinge ringsumher. Die Soldaten gingen schnell und schweigend und suchten unwillkürlich einander zu überholen; durch den Donner der Geschütze hindurch hörte man ihren gleichmäßigen Schritt auf der trockenen Straße, den Klang der aneinanderschlagenden Bajonette oder das Seufzen und Beten irgend eines Soldaten: »Gott, Herr Gott, was ist das?« Zuweilen ertönte das Stöhnen eines Verwundeten und der Ruf: »Tragbahre her!« (In der von Michailow befehligten Kompanie wurden in jener Nacht nur durch Artilleriefeuer 26 Mann getötet.) Blitze flammten in der Ferne am dunklen Horizonte auf, der Posten auf der Bastion schrie: »Kano—o—ne!« und die Kugel sauste über die

Kompagnie dahin, wühlte die Erde auf und schleuderte Steine in die Höhe.

»Hol's der Teufel, wie langsam sie gehen!« dachte Praskuchin, der neben Michailow einherschritt und sich immerwährend umsah; »wirklich, ich lauf' lieber voraus, die Ordre hab' ich ja übergeben. – Übrigens nein: sie könnten nachher erzählen, ich sei ein Feigling. Komme was will, – ich gehe mit den andern.«

»Warum folgt er mir?« dachte Michailow seinerseits, »soviel ich bemerkt habe, bringt er immer Unglück. So, die fliegt grade hierher, wie mir scheint!«

Nach einigen hundert Schritten trafen sie Kalugin, der mit flottem Säbelgerassel zu den Schützengräben ging, um sich auf Befehl des Generals zu überzeugen, wieweit die Arbeiten dort vorgeschritten waren. Bei dem Zusammentreffen mit Michailow aber dachte er sich, er könne, anstatt bei diesem entsetzlichen Feuer selbst hinzugehen, was ihm gar nicht

anbefohlen war, den Offizier, der dort gewesen, genau ausfragen. Und Michailow erzählte ihm in der Tat ausführlich vom Stande der Arbeiten. Nachdem Kalugin noch ein Stückchen mit ihnen gegangen war, bog er in den Laufgraben ein, der zur Blindage führte.

»Na, was gibt's Neues?« fragte ein Offizier, der allein bei seinem Abendbrot im Zimmer saß.

»Nichts; es scheint, daß das Gefecht jetzt aufhören wird.«

»Wieso aufhören? Im Gegenteil, der General ist eben erst wieder hinaufgegangen. Noch ein Regiment ist eingetroffen. Da – hören Sie? – da geht das Gewehrfeuer wieder los! Gehen Sie nicht! Warum sollten Sie?« fügte der Offizier hinzu, als er die Bewegung bemerkte, die Kalugin machte.

»Eigentlich sollte ich unbedingt dort sein,« dachte Kalugin, »aber ich hab' mich heute

wohl schon oft genug der Gefahr  
ausgesetzt; das Feuer ist entsetzlich!«

»Es ist wahr, ich werde lieber auf sie  
warten,« sagte er.

Nach etwa zwanzig Minuten kehrte der  
General mit den ihn begleitenden Offizieren  
zurück, unter denen sich auch der Junker  
Baron Pest befand, Praskuchin aber fehlte.  
Die Schützengräben waren von den  
Unsrigen erobert und besetzt worden.

Nachdem Kalugin ausführliche Nachrichten  
über den Kampf erhalten hatte, verließ er  
die Blindage mit Pest gemeinsam.

\*

## **XI.**

»Ihr Mantel ist mit Blut befleckt; waren Sie  
denn im Handgemenge?« fragte Kalugin  
den Baron Pest.

»Ach, entsetzlich! Stellen Sie sich vor —«

Und Pest begann zu erzählen, wie er seine Kompagnie geführt habe, wie der Kompagniechef getötet worden, wie er einen Franzosen niedergestochen, und wie das Gefecht ohne ihn verloren gewesen wäre.

Die Grundlagen dieser Erzählung, nämlich daß der Kompagniechef gefallen war und daß Pest einen Franzosen getötet hatte, beruhten auf Wahrheit, aber bei der Schilderung der Einzelheiten erfand und prahlte der Junker.

Er prahlte ohne es recht zu wollen, denn er hatte sich während des ganzen Gefechtes in einer Art Umneblung und Besinnungslosigkeit befunden, so daß alles, was geschehen war, ihm so vorkam, als sei es irgendwo, irgendwann und mit irgend jemand geschehen. Es war sehr natürlich, daß er sich bemühte, diese Einzelheiten in einer für ihn vorteilhaften Weise darzustellen. In Wirklichkeit aber war es so gewesen:

Das Bataillon, zu dem der Junker für den Ausfall abkommandiert war, stand zwei Stunden in der Nähe einer Mauer im Feuer; dann sagte der Bataillonschef vor der Front irgend etwas, – die Kompagniechefs gerieten in Bewegung, das Bataillon setzte sich in Marsch, kam hinter der Brustwehr hervor und machte nach etwa hundert Schritten halt, um sich in Kompagniekolonnen zu formieren. Pest erhielt den Befehl, sich auf den rechten Flügel der zweiten Kompagnie zu verfügen.

Ganz ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, wo er war und weshalb er dort war, begab sich der Junker an seinen Platz und blickte mit unwillkürlich verhaltenem Atem, während ihm ein kalter Schauer über den Rücken lief, fast bewußtlos in die dunkle Ferne hinaus, etwas Schreckliches erwartend. Übrigens empfand er weniger Angst – denn es wurde nicht geschossen – als Befremden und Staunen bei dem Gedanken, daß er sich außerhalb der Festung im Felde befand. Wiederum sagte der Bataillonschef vor der Front etwas;

wieder flüsterten die Offiziere, den Befehl weitergebend, einander etwas zu, und die schwarze Wand der ersten Kompanie senkte sich plötzlich. Es war Ordre gegeben worden, sich niederzulegen. Die zweite Kompanie legte sich ebenfalls, und dabei verletzte Pest seine Hand an einem Dornstrauch. Nur der Chef der zweiten Kompanie legte sich nicht nieder. Seine kleine Gestalt mit dem gezogenen Degen, den er, fortwährend sprechend, hin und her schwang, bewegte sich vor der Kompanie.

»Jungens, daß ihr euch brav haltet! Nicht aus dem Gewehr feuern, sondern mit den Bajonetten los auf sie, die Kanaillen! Wenn ich Hurra schrei, dann los und nicht zurückgeblieben! Alle zugleich, das ist die Hauptsache! Wollen zeigen, was wir können, und daß wir die Nase nicht in die Erde stecken, was, Jungens? Für den Zaren, unser Väterchen!«

»Wie heißt unser Kompagniechef?« fragte Pest den neben ihm liegenden Junker; »was für ein tapferer Kerl!«



»Ja, wenn's zum Kampf geht, ist er immer so,« antwortete der Junker, »Lißinkowskij heißt er.«

In diesem Moment blitzte dicht vor der Kompagnie eine Flamme auf, es ertönte ein Krachen, das die ganze Kompagnie betäubte, hoch in der Luft schwirrten Steine und Bombensplitter (wenigstens stürzte noch nach etwa fünfzig Sekunden ein Stein aus der Höhe und zerschmetterte einem Soldaten das Bein). Es war eine Bombe aus der Elevationslafette, und daß sie die Kompagnie traf, bewies, daß die Franzosen die Kolonne bemerkt hatten.

»Bomben zu schleudern! Laß uns nur erst herankommen, dann sollst du das dreikantige russische Bajonett kennen lernen, du Verfluchter!« sagte der Kompagniechef so laut, daß der Bataillonskommandeur ihm befehlen mußte, er solle schweigen und nicht so viel Lärm machen.

Dann stand die erste und nach ihr die zweite Kompagnie auf. Es wurde Ordre gegeben, das Gewehr zum Angriff bereit zu halten, und das Bataillon marschierte vorwärts. – Pest war in solcher Angst, daß er sich absolut nicht besinnen konnte, wie lange, wohin, wer und was? Er schritt einher wie ein Betrunkener. Aber plötzlich blitzte von allen Seiten eine Million von Feuern auf, es pfiff und krachte. Er begann zu schreien und zu laufen, weil alle liefen und schrien. Dann stolperte er und fiel über jemand. Das war der Kompagniechef, der vor der Front verwundet worden war und den Junker am Bein packte, da er ihn für einen Franzosen hielt. Dann, als Pest sich losgemacht hatte und aufgestanden war, stieß ihn in der Dunkelheit jemand in den Rücken, so daß er beinahe wieder niedergefallen wäre; ein anderer schrie: »Stich ihn nieder! was schaust du?« Jemand ergriff das Gewehr und stieß das Bajonett in etwas Weiches. » Ah, Dieu!« schrie ein anderer; jemand mit schrecklicher, durchdringender Stimme, und da erst begriff Pest, daß er es war, der einen

Franzosen niedergestochen. Kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper, er begann zu zittern wie im Fieber und warf das Gewehr hin. Aber das dauerte nur einen Augenblick: es fiel ihm sofort ein, daß er nun ein Held sei. Er nahm das Gewehr wieder auf, schrie mit den anderen Hurra und lief von dem getöteten Franzosen fort. Nachdem er etwa zwanzig Schritt gelaufen war, erreichte er einen Laufgraben. Dort traf er die Unsrigen und den Bataillonschef.

»Ich habe einen erstochen,« meldete er dem letzteren.

»Sie sind ein tüchtiger Bursche, Baron!«

\*

## **XII.**

»Wissen Sie, daß Praskuchin tot ist?« sagte Pest, als er den heimgehenden Kalugin begleitete.

»Nicht möglich!«

»Aber ja! ich selbst habe ihn gesehen.«

»Doch leben Sie wohl, ich hab' Eile.«

»Ich bin sehr befriedigt,« dachte Kalugin auf dem Heimwege; »zum erstenmal hab' ich während meines Tagdienstes Glück gehabt. Ausgezeichnet: ich bin lebendig und unverletzt, werde sicher vorgeschlagen werden, und krieg' unbedingt den goldenen Säbel! Übrigens verdiene ich das auch.«

Nachdem er dem General alles Notwendige gemeldet hatte, ging er in sein Zimmer, wo der längst heimgekehrte Fürst Galzin bei einem Buche, das er auf dem Tische gefunden hatte, auf ihn wartete.

Mit genußreichem Behagen fühlte Kalugin, daß er daheim und außer Gefahr war; nachdem er sein Nachthemd angezogen und sich ins Bett gelegt hatte, erzählte er dem Fürsten die Einzelheiten des Kampfes, wobei er sie natürlich von dem Gesichtspunkte aus schilderte, von dem diese Einzelheiten bewiesen, daß er,

Kalugin, ein ungemein tüchtiger und tapferer Offizier sei, was meiner Meinung nach ganz überflüssig war zu betonen; denn alle Welt wußte das, und niemand hatte ein Recht oder einen Anlaß, daran zu zweifeln, außer dem verstorbenen Rittmeister Praskuchin vielleicht, der – obgleich er es für ein Glück gehalten hatte, mit Kalugin Arm in Arm zu gehen, – gestern erst einem Kameraden unter Diskretion erzählt hatte, Kalugin sei ein sehr guter Mensch, aber »unter uns gesagt«, er gehe schrecklich ungern auf die Bastionen.

Kaum hatte Praskuchin, neben Michailow einherschreitend, sich von Kalugin getrennt und bei der Annäherung an eine weniger gefährliche Stelle wieder aufzuleben begonnen, als er einen Blitz bemerkte, der hinter ihm hell aufleuchtete; er hörte den Ruf des Wachtpostens: »Mörser!« und die Worte eines hinter ihm schreitenden Soldaten: »Direkt auf die Bastion fliegt sie!«

Michailow sah sich um. Der helle Punkt der Bombe schien in seinem Zenith zu stehen, in einer Stellung, aus der man unmöglich auf seine Richtung schließen konnte. Aber das währte nur einen Moment: die Bombe senkte sich immer schneller und immer näher, so daß man schon die Funken der Röhre sah und das verhängnisvolle Pfeifen hörte, grade auf das Bataillon herab.

»Niederlegen!« schrie eine Stimme.

Michailow und Praskuchin warfen sich zu Boden. Praskuchin drückte die Augen zu und hörte nur, daß die Bombe ganz in seiner Nähe auf den festen Erdboden aufschlug. Es verging eine Sekunde, die wie eine Stunde erschien, – die Bombe platzte nicht. Praskuchin erschrak: war er nicht am Ende unnütz feige gewesen? vielleicht war die Bombe weit von ihm niedergefallen und es schien ihm nur, daß die Röhre hier neben ihm zischte? Er öffnete die Augen und sah mit Befriedigung, daß Michailow dicht an seinen Füßen unbeweglich dalag. Aber da

fiel sein Blick für einen Moment auf die leuchtende Röhre der Bombe, die sich kaum einen Meter von ihm entfernt drehte.

Entsetzen – kaltes, alles Denken und Fühlen lähmendes Entsetzen – ergriff sein ganzes Wesen. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Es verging eine weitere Sekunde, – eine Sekunde, in der eine ganze Welt von Gefühlen, Gedanken, Hoffnungen und Erinnerungen an seinem Geiste vorbeizog.

»Wen wird sie töten, mich oder Michailow? oder uns beide? Und wenn sie mich trifft, dann wo? Wenn's am Kopf ist, ist alles aus; am Bein, dann wird es abgenommen, und ich werde bitten, daß man mich auf jeden Fall chloroformiert, und dann kann ich noch am Leben bleiben. Vielleicht aber wird nur Michailow getötet: dann werde ich erzählen, wie wir nebeneinander marschiert, wie er getötet und ich mit Blut bespritzt worden. Nein, sie liegt näher zu mir, – sie wird mich töten!«

Dann erinnerte er sich an die zwölf Rubel, die er Michailow noch schuldete, und an eine Schuld in Petersburg, die längst hätte bezahlt werden sollen; die Zigeunerweise, die er gestern abend gesungen, zog ihm durch den Kopf; die Frau, die er liebte, stand vor seiner Phantasie in einem Häubchen mit lila Bändern; ein Mann, der ihn vor fünf Jahren beleidigt hatte, ohne daß er sich gerächt, kam ihm in den Sinn – und untrennbar von diesen und tausend anderen Erinnerungen blieb in ihm das Gefühl der Gegenwart, die Erwartung des Todes. »Übrigens, vielleicht platzt sie nicht,« dachte er, wollte mit verzweifelter Energie die Augen öffnen und richtete sich ein wenig auf. In diesem Moment jedoch wurden seine Augen noch durch die geschlossenen Lider von einem roten Feuerschein geblendet; unter fürchterlichem Krachen stieß etwas gegen seine Brust; er stürzte vorwärts, stolperte über den Säbel, der ihm zwischen die Füße geraten war, und fiel auf die Seite.



»Gott sei Dank, ich bin nur gestreift!« war sein erster Gedanke, und er wollte seine Brust mit den Händen betasten, doch die Hände schienen gefesselt und der Kopf in einen Schraubstock eingeklemmt zu sein. Vor seinen Augen zogen Soldaten vorüber, und unwillkürlich zählte er sie: »Eins, zwei, drei Soldaten, und da, in den Mantel gehüllt, ein Offizier,« dachte er. Dann zuckte ein Blitz vor seinen Augen auf und er fragte sich: »Woraus haben sie jetzt geschossen, aus einem Mörser oder einer Kanone? Wahrscheinlich aus einer Kanone!« Und dann wurde wieder geschossen, und dann kamen immer neue Soldaten: fünf, sechs, sieben Mann, und alle gingen vorüber. Plötzlich packte ihn die Angst, daß sie ihn zertreten würden. Er wollte schreien, er habe einen Streifschuß bekommen, aber sein Mund war so trocken, daß ihm die Zunge am Gaumen klebte, und ein fürchterlicher Durst quälte ihn. Er fühlte, daß seine Brust ganz naß war; dieses Gefühl erinnerte ihn an Wasser, und er hätte sogar auch das trinken mögen, was seine Brust so naß machte. »Wahrscheinlich hab'

ich mich beim Niederfallen blutig geschlagen,« dachte er. Seine Angst, daß die immer noch vorüberziehenden Soldaten ihn zertreten könnten, wuchs mehr und mehr, er nahm alle Kraft zusammen und wollte schreien: »Nehmt mich mit!« Aber statt dessen stöhnte er so schrecklich auf, daß es ihm selbst furchtbar war, sich zu hören. Dann begannen rote Funken vor seinen Augen zu tanzen, und es schien ihm, als häuften die Soldaten Steine über ihm auf. Die Funken hüpfen immer seltener, die Steine drückten immer schwerer. Er machte eine Anstrengung, um die Steine fortzurücken, streckte sich – und sah, hörte, dachte und fühlte nichts mehr. Er war von einem Bombensplitter grade in die Brust getroffen und auf der Stelle getötet worden.

\*

### **XIII.**

Als Michailow die Bombe sah, warf er sich zu Boden, und während der zwei Sekunden

bis zum Platzen der Bombe dachte und fühlte auch er, ebenso wie Praskuchin, unendlich viel. Er betete in Gedanken zu Gott und wiederholte immer wieder: »Dein Wille geschehe! – Aber warum bin ich zum Militär gegangen!« dachte er gleichzeitig, »und noch gar zur Infanterie übergetreten, um an diesem Feldzuge teilzunehmen! Hätte ich nicht beim Ulanenregiment in T. bleiben können? Jetzt hab' ich's!« Und er begann zu zählen: »Eins, zwei, drei, vier,« indem er orakelte: wenn die Bombe bei einer geraden Zahl platzt, so werde er am Leben bleiben, wenn aber bei einer ungeraden, so müsse er sterben. »Nun ist alles aus, ich bin getötet!« dachte er, als die Bombe zersprang (er erinnerte sich nicht, ob es bei einer geraden oder ungeraden Zahl geschah); er fühlte einen Schlag und heftigen Schmerz am Kopfe. »Herr, verzeih' mir meine Sünden!« murmelte er, die Hände faltend, erhob sich und fiel bewußtlos auf den Rücken.

Das erste, was er bei Wiedererlangung des Bewußtseins fühlte, war Blut, das ihm über

die Nase rieselte, und der bedeutend schwächer gewordene Schmerz am Kopfe. »Die Seele entflieht jetzt,« sagte er sich, »wie wird's *dort* sein? Herr, nimm meinen Geist in Frieden auf! – Aber merkwürdig,« dachte er, »daß ich im Sterben so deutlich die Tritte der Soldaten und die Schüsse höre.«

»Tragbahre her! He! Der Kompagniechef ist tot!« schrie über seinem Haupte eine Stimme, die er unwillkürlich als die des Trommlers Ignatjew erkannte.

Jemand faßte ihn an den Schultern. Er versuchte, die Augen zu öffnen, und erblickte über sich den dunkelblauen Himmel, Sterngruppen und zwei Bomben, die über ihm dahinflogen, eine die andere überholend; er sah auch Ignatjew, Soldaten mit Gewehren und mit einer Bahre, den Wall, die Laufgräben, – und plötzlich wurde ihm klar, daß er noch nicht im Jenseits sei.

Er war durch einen Stein leicht am Kopfe verletzt worden. Seine allererste Empfindung war ein gewisses Bedauern: er hatte sich so gut und ruhig auf den Übergang »dorthin« vorbereitet, daß die Rückkehr in die Wirklichkeit mit ihren Bomben, Laufgräben und dem vielen Blut ihn unangenehm berührte; seine zweite Empfindung aber war die unbewußte Freude darüber, daß er am Leben war, und die dritte: der Wunsch, so schnell als möglich die Bastion zu verlassen. Der Trommler verband den Kopf seines Kommandanten mit einem Tuche, faßte Michailow unter den Arm und wollte ihn zum Verbandplatz führen.

»Wohin und warum gehe ich eigentlich?« dachte der Stabskapitän, als er ein wenig zu sich gekommen war. »Meine Pflicht ist, bei der Kompagnie zu bleiben, und nicht vorzeitig wegzugehen, – um so mehr, als die Kompagnie ja bald aus dem Feuer heraus sein wird!« flüsterte ihm eine innere Stimme zu.

»Nicht nötig, Bruder,« sagte er zu dem dienstfertigen Trommler und befreite seinen Arm; »ich geh' nicht zum Verbandorte, ich bleib bei der Kompagnie.«

Und er wandte sich zurück.

»Es wäre besser, sich ordentlich verbinden zu lassen, Euer Wohlgeboren,« sagte Ignatjew; »nur in der ersten Hitze scheint's so, als wäre es nichts; und daß nicht am Ende was Schlimmeres kommt, hier ist ja ein ganz schreckliches Feuer! – Wirklich, Euer Wohlgeboren!«

Michailow blieb einen Moment unentschlossen stehen und hätte wahrscheinlich Ignatjews Rat befolgt, wenn ihm nicht eingefallen wäre, wie viele Schwerverwundete am Verbandorte warteten. »Vielleicht lächeln die Ärzte nur über meine Schramme,« dachte der Stabskapitän, und kehrte, ohne auf das Zureden des Trommlers zu achten, entschlossen zur Kompagnie zurück.

»Wo ist der Ordonnanzoffizier Praskuchin, der neben mir marschierte?« fragte er den Fähnrich, der die Kompagnie führte.

»Ich weiß nicht, – tot, glaube ich,« antwortete der Fähnrich unlustig, »tot oder verwundet.«

»Wieso wissen Sie das nicht? Er ging doch mit uns! Und warum haben Sie ihn nicht mitgenommen?«

»Wie sollte man ihn mitnehmen, bei solchem Feuer!«

»Ach, wie können Sie nur so sein, Michael Iwanowitsch!« sagte Michailow ärgerlich, »wie konnten Sie ihn liegen lassen, wenn er vielleicht noch lebt? Und selbst wenn er tot ist, mußten Sie doch den Leichnam mitnehmen.«

»Wie kann er noch leben, wenn ich Ihnen doch sage, ich bin selbst herangegangen und hab' ihn gesehen!« sagte der Fähnrich. »Ich bitt' Sie, wenn wir nur unsre eigenen

Leute fortschaffen könnten! – So, jetzt schießt die Kanaille mit Kanonenkugeln!« fügte er hinzu.

Michailow setzte sich und faßte sich an den Kopf, der von der Bewegung heftig zu schmerzen anfang.

»Nein, man muß ihn unbedingt holen, vielleicht lebt er noch,« sagte Michailow;  
»das ist unsere Pflicht, Michael Iwanowitsch!«

Michael Iwanowitsch antwortete nicht.

»Vorhin hat er ihn nicht mitgenommen, und jetzt muß man die Soldaten allein schicken; aber wie? Bei dem entsetzlichen Feuer könnten sie zwecklos getötet werden,« dachte Michailow.

»Kinder, jemand muß zurück und den Offizier holen, der dort im Graben verwundet wurde,« sagte er weder sehr laut noch befehlend, da er fühlte, wie unangenehm es den Soldaten sein werde,



den Auftrag auszuführen; und in der Tat, da er niemand mit Namen bezeichnet hatte, trat keiner vor, um dem Befehl nachzukommen.

»Vielleicht ist er wirklich schon tot und es verlohnt sich nicht, die Leute unnötig der Gefahr auszusetzen; und schuld bin nur ich, weil ich mich nicht um ihn gekümmert habe. Ich werde selbst zurückgehen und mich überzeugen, ob er noch lebt. Es ist meine *Pflicht!*« sagte sich Michailow.

»Michael Iwanowitsch, führen Sie die Kompanie, ich werde nachkommen,« rief er und lief, mit der einen Hand seinen Mantel haltend, mit der andern immer wieder das Bild des heiligen Mitrophanes berührend, zu dem er besonderes Vertrauen hatte, im Trabe durch den Laufgraben.

Als er sich überzeugt hatte, daß Praskuchin tot war, schleppte Michailow sich keuchend zurück, die Hand an den locker gewordenen Verband und den heftig schmerzenden Kopf gedrückt. Das Bataillon war schon am Fuße

des Berges und fast außer Schußweite, als Michailow es einholte. Ich sage: *fast* außer Schußweite, denn manchmal verirrten sich die Bomben auch hierher.

»Morgen werde ich doch zum Verbandort müssen, um mich als verwundet zu melden,« dachte der Stabskapitän, während der herbeigekommene Feldscher ihn verband.

\*

#### XIV.

Hunderte frischer, blutiger Körper von Menschen, die noch vor zwei Stunden voll der verschiedensten, hochherzigen wie kleinlichen Wünsche und Hoffnungen gewesen, lagen mit erstarrten Gliedern auf der taufrischen, blumigen Ebene, welche die Bastion vom Laufgraben trennte, und auf dem glatten Fußboden der Totenkapelle in Sewastopol; Hunderte von Menschen, mit Verwünschungen oder mit Gebeten auf den Lippen, krochen und wanden sich

stöhnend zwischen den Leichnamen auf der blumigen Ebene oder auf Tragbahren, Pritschen und dem blutbefleckten Fußboden des Verbandortes; und doch lichtete sich ganz wie sonst der Himmel über dem Ssapunberge, erblichen die flimmernden Sterne, zog der weiße Nebel über das brausende, dunkle Meer, glühte die Morgenröte im Osten auf, zerstreuten sich die langen Purpurwölkchen über den hellblauen Horizont, und ganz wie sonst stieg das mächtige, herrliche Tagesgestirn empor, dem ganzen, sich neu belebenden Erdkreise Freude, Liebe und Glück verheißend.

\*

## **XV.**

Am Abend des andern Tages spielte die Musikkapelle wieder auf dem Boulevard, und wieder promenierten Offiziere, Junker, Soldaten und junge Frauenzimmer müßig vor dem Pavillon und in den unteren Alleen

der blühenden und duftenden weißen Akazien.

Kalugin, Fürst Galjzin und ein Oberst gingen Arm in Arm um den Pavillon und sprachen vom gestrigen Kampfe. Das Leitmotiv ihres Gespräches war, wie das immer in ähnlichen Fällen zu sein pflegt, nicht das Gefecht selbst, sondern der Anteil, den der Erzählende am Kampfe genommen hatte. Ihre Gesichter hatten einen ernsten, fast betrübten Ausdruck, ihre Stimmen einen traurigen Klang, als ob die Verluste des gestrigen Tages jeden von ihnen rührten und bekümmerten; doch da niemand von ihnen einen ihm nahestehenden Menschen verloren hatte, war diese Trauer eigentlich nur der offizielle Ausdruck, den zur Schau zu tragen sie sich verpflichtet fühlten. Kalugin und der Oberst wären sogar, obgleich sie prächtige Menschen waren, bereit gewesen, täglich ein solches Gefecht mitzumachen, wenn sie nur jedesmal den goldenen Säbel oder den Generalmajor bekommen hätten. Ich höre es gern, wenn irgend ein Eroberer, der Millionen von

Menschen zugrunde richtet, nur um seinem Ehrgeiz Genüge zu leisten, als Unmensch bezeichnet wird. Aber fragt einmal den Fähnrich Petruschow und den Leutnant Antonow usw. aufs Gewissen: jeder von uns ist ein kleiner Napoleon, ein kleiner Unmensch, und bereit, sofort eine Schlacht in Szene zu setzen, nur um einen unnützen Orden oder ein Drittel seiner Gage zu erhalten.

»Nein, entschuldigen Sie,« sagte der Oberst, »es begann auf dem linken Flügel, – *ich war doch dort!*«

»Möglich,« erwiderte Kalugin, » *ich war mehr auf dem rechten; ich bin zweimal hingegangen, das eine Mal, um den General aufzusuchen, das zweite Mal nur so, um die Schützengräben zu besichtigen. Da ging es heiß zu!*«

»Ja, Kalugin muß das wohl wissen,« sprach Fürst Galjzin zum Obersten. »Weißt du, W... hat mir heute von dir erzählt, daß du ein tapferer –«

»Nur die Verluste, die schrecklichen Verluste!« sagte der Oberst. » *In meinem Regiment* sind vierhundert Mann gefallen. Es ist ein Wunder, daß *ich lebendig davongekommen bin.*«

In diesem Augenblicke tauchte am andern Ende des Boulevards, diesen Herren entgegenkommend, Michailow mit verbundenem Kopfe auf.

»Wie, Sie sind verwundet, Kapitän?« fragte Kalugin.

»Ja, etwas, – durch einen Stein,« erwiderte Michailow.

» Est-ce que le pavillon est baissé déjà?« fragte Fürst Galjzin, die Mütze des Stabskapitäns ansehend und sich an niemand im besondern wendend.

» Non, pas encore,« antwortete Michailow, der beweisen wollte, daß auch er französisch spreche.

»Dauert denn der Waffenstillstand noch fort?« sagte Galjzin auf russisch, indem er sich nun höflich direkt an Michailow wandte, um dadurch – wie es dem Stabskapitän schien – auszudrücken: es wird Ihnen wahrscheinlich schwer fallen, französisch zu sprechen, wäre es da nicht besser, ganz ohne Umstände –? Und damit entfernten sich die Adjutanten von ihm. Der Stabskapitän fühlte sich wieder, wie gestern, außerordentlich vereinsamt, begrüßte mehrere Herren und setzte sich – da er sich den einen nicht zugesellen wollte, die anderen anzureden sich nicht entschließen konnte, – beim Kasarskij-Denkmal nieder und zündete sich eine Zigarette an.

Auch Baron Pest kam auf den Boulevard. Er erzählte, er sei bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand dabeigewesen und habe mit den französischen Offizieren gesprochen; ein Offizier habe ihm gesagt: *S'il n'avait pas fait clair encore pendant une demi-heure, les embuscades auraient été reprises,* und

er habe ihm geantwortet: Monsieur, je ne dis pas non, pour ne pas vous donner un démenti, und wie gut er das herausgebracht usw.

In Wirklichkeit aber war er, obgleich er den Verhandlungen beigewohnt hatte, gar nicht dazu gekommen, etwas Besonderes zu sagen, so sehr er auch gewünscht hatte, mit den Franzosen zu sprechen (es wäre doch gar so amüsant gewesen, mit Franzosen zu sprechen!). Der Junker Baron Pest war lange die Linie entlang spaziert und hatte die ihm zunächstliegenden Franzosen gefragt: » De quel régiment êtes-vous?« Man hatte ihm geantwortet – und das war alles. Als er sich aber etwas zu weit vorgewagt hatte, war er von dem französischen Wachtposten, der nicht vermutete, daß dieser Soldat französisch verstehe, beschimpft worden: » Il vient regarder nos travaux, ce sacré ...« hatte der Franzose gesagt, worauf der Junker Baron Pest kein Interesse mehr an den Verhandlungen gefunden hatte und nach Hause gefahren war; unterwegs erst



hatte er die französischen Phrasen erfunden,  
die er jetzt vorbrachte.

Auf dem Boulevard sah man auch Kapitän  
Sobow, der sehr laut sprach, und Kapitän  
Obshogow in etwas verwildertem Zustande,  
und einen Artilleriekapitän, der niemand  
schmeichelte, und einen glücklich  
liebenden Junker, und alle die Personen von  
gestern, und alle mit denselben  
Gefühlsregungen und Wünschen. Es fehlten  
nur Praskuchin, Neferdow und noch einer  
oder der andere, und ihrer wurde hier kaum  
mehr gedacht, obgleich ihre Körper noch  
nicht einmal gewaschen, geschmückt und in  
die Erde gebettet waren.

\*

## XVI.

Auf unserer Bastion und dem französischen  
Laufgraben sind weiße Flaggen gehißt, und  
zwischen ihnen auf der blumigen Ebene  
liegen haufenweise, ohne Stiefel, in grauen  
und blauen Uniformen, verstümmelte

Leichen, die von Arbeitern fortgetragen und auf Fuhrn geladen werden. Leichengeruch erfüllt die Luft. Aus Sewastopol wie aus dem Lager der Franzosen strömt das Volk in Scharen, um dieses Schauspiel zu betrachten, und drängt sich in brennender und wohlwollender Neugier durcheinander.

Hören wir ein wenig den Gesprächen dieser Leute zu.

Dort, in einem Kreise von Russen und Franzosen, steht ein junger Offizier, der zwar schlecht, aber doch verständlich französisch spricht, und betrachtet eine Gardepatrontasche.

»Eh seßi purkua ße uaso lië?« fragt er.

»Parce que c'est une giberne d'un régiment de la garde, monsieur, qui porte l'aigle impérial.«

»Eh wu de la gard?«

» Pardon, monsieur, du sixième de ligne.«

»Eh seßi u aschete?« fragt der Offizier weiter und zeigt auf eine gelbe hölzerne Zigarrenspitze, aus welcher der Franzose eine Zigarette raucht.

» A Balaclava, monsieur, c'est tout simple en bois de palme.«

»Scholi,« meint der Offizier, der sich in seinem Gespräch weniger von seinem freien Willen leiten läßt, als von den Worten, die er kennt.

» Si vous voulez bien garder cela comme souvenir de cette rencontre, vous m'obligerez.«

Und der höfliche Franzose bläst die Zigarette hinaus und überreicht dem Offizier mit leichter Verneigung die Spitze. Der Offizier gibt ihm dafür die seinige, und alle Anwesenden, sowohl Russen als

Franzosen, scheinen sehr befriedigt und lächeln.

Dort jener kecke Infanterist im rosafarbenen Hemde und um die Schultern geworfenen Mantel geht in Begleitung einiger anderer Soldaten, welche, die Hände auf dem Rücken, mit amüsierten, neugierigen Gesichtern hinter ihm stehen, auf einen Franzosen zu und bittet ihn um Feuer für seine Pfeife. Der Franzose bläst seine Pfeife stärker an, stochert den Tabak auf und schüttet Feuer in die Pfeife des Russen.

»Tabak bun,« sagt der Soldat im rosa Hemde, und die Zuschauer lächeln.

»Oui, bon tabac, tabac turc,« erwidert der Franzose, »et chez vous autres, tabac – russe? bon?«

»Ruß – bun!« sagt der Soldat im rosa Hemde, und die Zuschauer schütteln sich vor Lachen.

»Franße nicht bun, bonschur, Mußje!« sagt der Soldat im rosa Hemde, indem er seine ganze Ladung an Sprachkenntnis mit einemmal abfeuert, klopft dem Franzosen auf den Bauch und lacht.

»Ils ne sont pas jolis, ces b... de Russes,« sagt ein Zuave aus der Gruppe der Franzosen.

»De quoi est-ce qu'ils rient donc?« fragt ein anderer, brünetter, mit italienischer Aussprache.

»Kaftan bun,« sagt wieder der kecke Soldat, indem er die gestickten Schöße des Zuaven betrachtet, und wieder lachen die anderen.

»Ne sors pas de ta ligne! à vos places, sacré nom!« schreit ein französischer Korporal, und die Soldaten gehen mit sichtlichem Mißvergnügen auseinander.

Und hier der junge, von französischen Offizieren umringte russische Kavallerieoffizier übertrifft sich selbst an Liebenswürdigkeit. Man spricht von einem gewissen » comte Sazonoff, que j'ai beaucoup connu, monsieur,« **wie ein französischer Offizier mit nur einer Epaulette sagt,** » c'est un de ces vrais comtes russes, comme nous les aimons.«

» Il y a un Sazonoff que j'ai connu,« **antwortet der Kavallerist,** » mais il n'est pas comte, que je sache, un petit brun de votre âge à peu près.«

» C'est ça, monsieur, c'est lui. Oh, que je voudrais le voir, ce cher comte! Si vous le voyez, je vous prie bien de lui faire mes compliments. – Capitaine Latour,« **sagt er mit einer Verbeugung.**

» N'est-ce pas terrible, la triste besogne que nous faisons? Ca chauffait cette nuit, n'est-ce pas?«

bemerkt der Kavallerist, um das Gespräch weiterzuführen, und zeigt auf die Leichen.

» Oh, monsieur, c'est affreux! Mais quels gaillards vos soldats, quels gaillards! C'est un plaisir que de se battre avec des gaillards comme eux.«

» Il faut avouer que les vôtres ne se mouchent pas du pied non plus,«  
antwortet der Kavallerist mit einer Verneigung und in der Einbildung, sehr liebenswürdig zu sein.

Doch genug.

Seht euch lieber jenen zehnjährigen Knaben dort an, der in einer alten, wohl vom Vater stammenden Mütze, mit Schuhen an den bloßen Füßen und in Nankinghosen, die nur durch einen Hosenträger gehalten werden, gleich zu Beginn des Waffenstillstandes hinter dem Wall hervorgekommen ist und sich die ganze Zeit im Tale umhergetrieben hat, mit stumpfer Neugier die Franzosen

und die auf der Erde liegenden Leichen  
betrachtend, und die blauen Feldblumen  
pflückend, mit denen dieses Tal bedeckt ist.  
Als er sich dann mit einem großen  
Blumenstrauß auf den Heimweg macht,  
bleibt er – sich wegen des Geruches, den  
der Wind ihm zuträgt, die Nase zuhaltend, –  
vor einem Haufen zusammengeschleppter  
toter Körper stehen und starrt lange einen  
entsetzlichen, kopflosen Leichnam an, der  
in seiner Nähe liegt. Nach einer ziemlich  
langen Weile tritt er ein wenig vor und  
berührt mit dem Fuße den ausgestreckten,  
erstarrten Arm des Toten. Der Arm bewegt  
sich ein wenig. Er berührt ihn noch einmal,  
und zwar stärker. Der Arm bewegt sich ein  
wenig und kehrt wieder in seine Lage  
zurück. Da schreit der Knabe plötzlich auf,  
verbirgt das Gesicht in den Blumen und  
läuft, so schnell er laufen kann, der Festung  
zu.

Ja, auf der Bastion und dem Laufgraben ist  
die weiße Flagge gehißt, das blühende Tal  
ist mit Leichen bedeckt, die prächtige  
Sonne sinkt ins blaue Meer, und das



wogende blaue Meer erglänzt in den goldenen Strahlen der Sonne. Tausende von Menschen drängen sich, schauen, plaudern und lächeln einander zu. Und diese Menschen sind Christen, die das eine erhabene Gebot der Liebe und Selbstverleugnung bekennen, und sie sinken beim Anblick dessen, was sie getan, nicht voller Reue in die Knie vor dem, der, als er ihnen das Leben gab, in die Seele eines jeden zugleich mit der Furcht vor dem Tode die Liebe zum Guten und Schönen legte, und sie umarmen einander nicht als Brüder mit Tränen der Freude und des Glücks? – Die weißen Flaggen sind eingezogen, und wieder pfeifen die Geschosse des Todes und der Leiden durch die Luft, wieder fließt unschuldiges Blut, wieder ertönen Seufzer und Verwünschungen.

\*

So habe ich denn gesagt, was ich für diesmal zu sagen hatte. Doch mir kommt ein schweres Bedenken. Vielleicht hätte es

nicht gesagt werden sollen, vielleicht gehört das, was ich ausgesprochen habe, zu jenen schlimmen Wahrheiten, die sich unbewußt in der Seele eines jeden Menschen verbergen und nicht ausgesprochen werden dürfen, um nicht verderblich zu wirken, wie man ja auch den Bodensatz nicht aufschütteln darf, um den Wein nicht zu verderben.

Wo ist in dieser Erzählung die Wiedergabe des Bösen, das man vermeiden, wo die des Guten, dem man nacheifern soll? Wer ist ihr Bösewicht, wer ihr Held? – Alle sind gut und alle sind schlecht.

Weder Kalugin mit seiner glänzenden Tapferkeit – *bravoure de gentilhomme* – und seinem Ehrgeiz, der Triebkraft aller Handlungen, noch Praskuchin, der harmlose, oberflächliche Mensch, obgleich im Kampf für Glauben, Thron und Vaterland gefallen, noch Michailow mit seiner Schüchternheit, noch Pest, das Kind ohne feste Überzeugungen und Grundsätze,

können die Helden oder die Bösewichte  
einer Erzählung sein.

Der Held meiner Erzählung, den ich mit  
allen Kräften meiner Seele liebe, den ich in  
seiner ganzen Schönheit zu schildern  
bemüht war, und der immer schön war, ist  
und sein wird, – ist die Wahrheit.

# Sewastopol im August 1855.

## I.

Ende August fuhr auf der großen, felsigen  
Sewastopoler Straße zwischen Duwanka  
(der letzten Station vor Sewastopol) und  
Bachtschisßaraj langsam, vom dichten und  
heißen Staube umhüllt, ein  
Offizierswägelchen, jenes besondere,  
nirgends mehr anzutreffende Fuhrwerk,  
welches ein Mittelding darstellt zwischen  
einer Judenbritschke, einem russischen  
Wagen und einem Korbe.

Vorn in dem Wagen kauerte der  
zügelführende Offiziersbursche in einem  
Nankingrocke und einer ganz weich  
gewordenen, früheren Offiziersmütze;  
hinter ihm saß auf Bündeln und Ballen, die  
mit einem Soldatenmantel bedeckt waren,  
ein Infanterieoffizier im Sommermantel.  
Der Offizier war, soviel man bei seiner  
sitzenden Stellung beurteilen konnte, nicht

sehr groß, aber außerordentlich stämmig und breit, weniger von Schulter zu Schulter, als von Brust zu Rücken; Hals und Rücken waren stark entwickelt. Eine sogenannte Taille – den Einschnitt in der Mitte des Rumpfes – besaß er nicht, aber ebensowenig einen Bauch, im Gegenteil, er war eher mager, besonders im Gesicht, das von einem ungesunden, gelblichen Braun war. Man hätte das Gesicht hübsch nennen können, wenn es nicht eine gewisse Verschwommenheit und große, weiche, wenn auch nicht greisenhafte Runzeln gehabt hätte, welche die Züge verwischten und vergrößerten und dem ganzen Gesichte den allgemeinen Ausdruck von etwas Unfrischem und Grobem gaben. Seine Augen waren klein, grau, außerordentlich lebhaft, sogar stechend; der Schnurrbart war sehr dicht, aber abgebissen und nicht breit, das Kinn und besonders die Kinnbacken waren mit einem sehr starken, dichten, schwarzen, zwei Tage alten Barte bedeckt. Der Offizier war am 10. Mai durch einen Bombensplitter am Kopfe verwundet worden, trug noch immer einen Verband

und fuhr jetzt, da er sich schon seit einer Woche vollkommen gesund fühlte, aus dem Lazarett von Simferopol zu seinem Regimente, welches dort irgendwo stand, von wo die Schüsse tönten; ob das in Sewastopol selbst, oder auf der Nordseite, oder bei Inkerman war, hatte er bisher noch von niemand genau erfahren können. Die Schüsse hörte man schon, besonders wenn kein Berg dazwischen lag oder wenn der Wind den Schall weitertrug, außerordentlich deutlich, oft, und wie es schien, nah: bald erschütterte eine Explosion die Luft und ließ den Offizier unwillkürlich zusammenzucken, bald folgten schwächere Schüsse schnell aufeinander, daß es wie Trommelschlag klang, der zuweilen von erschütterndem Donner unterbrochen wurde; bald verschmolz alles in ein rollendes Krachen, Donnerschlägen ähnlich, wenn das Unwetter in vollem Gange ist und ein Platzregen herabströmt. Alle erzählten, daß das Bombardement entsetzlich sei. Der Offizier trieb den Burschen an, es war, als wollte er so schnell als möglich an Ort und

Stelle kommen. Ihm kam ein langer Wagenzug entgegen, mit dem russische Bauern Proviant nach Sewastopol geführt hatten, und der jetzt von dort mit kranken und verwundeten Soldaten in grauen Mänteln, mit Matrosen in schwarzen Paletots, Freiwilligen in rotem Fez und bärtigen Landwehrleuten zurückkehrte. Der Offizierswagen mußte in einer dicken, unbeweglichen Staubwolke, die durch den Wagenzug aufgewühlt war, haltmachen, und der Offizier zwinkerte mit den Augen und verzog das Gesicht vor Staub, der ihm in Augen und Ohren drang, und betrachtete die Gesichter der an ihm vorüberziehenden Kranken und Verwundeten.

»Das da ist ein kranker Soldat von unserer Kompagnie,« sagte der Bursche, indem er sich zu seinem Herrn wandte und auf einen mit Verwundeten gefüllten Wagen wies, der in diesem Augenblick an ihnen vorüberfuhr. Auf dem Wagen saß vorn ein bärtiger Russe im Filzhut und band die Peitsche zusammen, deren Stiel er unter dem Arme hielt; hinter ihm im Wagen wurden etwa

fünf Soldaten in verschiedenen Stellungen tüchtig gerüttelt. Einer von ihnen mit verbundenem Arm, in Hemd und umgeworfenem Mantel, saß zwar blaß und mager, aber sonst rüstig in der Mitte des Leiterwagens und wollte beim Anblick des Offiziers an die Mütze greifen, dann aber erinnerte er sich wohl, daß er verwundet war, und tat, als habe er sich nur den Kopf kratzen wollen. Ein anderer lag neben ihm auf dem Boden des Fuhrwerks; man sah nur seine beiden Hände, mit denen er sich am Wagengitter hielt, und die erhobenen Knie, die haltlos nach allen Seiten schwanken. Ein dritter mit geschwellenem Gesicht und verbundenem Kopf, auf dem eine Soldatenmütze saß, hockte seitwärts, die Beine nach außen, und schien mit auf die Knie gestützten Ellbogen zu schlummern. An diesen wandte sich der vorüberfahrende Offizier.

»Dolschnikow!« schrie er.

»Ja, ich,« antwortete der Soldat, indem er die Augen öffnete und die Mütze vom



Köpfe riß, in so tiefem und lautem Baß, als wenn mindestens zwanzig Soldaten zusammenschrien.

»Wann bist du verwundet worden, Bruder?«

Die bleiernen, verschwommenen Augen des Soldaten belebten sich, er hatte offenbar seinen Offizier erkannt.

»Gesundheit zu wünschen, Euer Wohlgeboren,« sagte er mit derselben Baßstimme.

»Wo steht jetzt das Regiment?«

»In Sewastopol hat's gestanden, wollte am Mittwoch abmarschieren, Euer Wohlgeboren.«

»Wohin?«

»Unbekannt; wahrscheinlich nach der Nordseite, Euer Wohlgeboren; jetzt, Euer Wohlgeboren,« fügte er gedehnt hinzu, indem er seine Mütze wieder aufsetzte, »hat

er bereits überall zu feuern angefangen; am meisten mit Bomben. Bis zur Bucht fliegen sie schon. Jetzt trifft er so, daß es ein Unglück ist, sogar —«

Man konnte nicht weiter hören, was der Soldat sagte. Aber nach dem Ausdrucke seines Gesichtes und nach seiner Haltung zu schließen, erzählte er mit der Gereiztheit eines kranken Menschen nicht gerade tröstliche Dinge.

Der reisende Offizier, Leutnant Koselzow, war kein Dutzendoffizier. Er war keiner von denen, die auf eine gewisse Weise leben und handeln, weil die andern so leben und handeln: er tat alles, wozu er Lust hatte, und die andern taten dasselbe und waren überzeugt, daß es gut sei. Er war recht reich ausgestattet mit kleinen Talenten: er sang gut, spielte die Gitarre, sprach sehr lebhaft und schrieb sehr leicht, besonders amtliche Schriftstücke, in deren Abfassung er sich als Bataillonsadjutant viel geübt hatte; am bemerkenswertesten aber war sein Charakter durch eine egoistische Energie,

welche, obgleich sie vor allem auf diesen kleinen Talenten beruhte, an sich ein scharfer und auffallender Zug war. Er besaß eine Eigenliebe, die so sehr mit dem Leben verschmolzen war und die sich am häufigsten in männlichen und hauptsächlich in militärischen Kreisen entwickelt, daß er es nicht verstand, wie man etwas anderes sein konnte als der Erste oder gar nichts, und daß die Eigenliebe auch die Triebkraft seines Innenlebens war: er in eigener Person war gerne der Erste unter Leuten, denen er sich gleichstellte.

»Wie! Ich werd' mich wohl darum kümmern, was Moskau schwatzt!« In vielen Linienregimentern nennen die Offiziere in halb verächtlichem, halb schmeichelhaftem Sinne die Soldaten »Moskau« oder auch »Eid«. brummte der Leutnant, der eine gewisse schwere Apathie auf dem Herzen und eine Verschwommenheit der Gedanken empfand, Gefühle, die in ihm der Anblick der Verwundeten und die Worte des Soldaten, verstärkt und bestätigt durch die

Töne des Bombardements, zurückgelassen hatten. »Lächerlich ist dieses Moskau! Vorwärts Nikolajew, rühr' dich! Bist du etwa eingeschlafen?« wandte er sich etwas mürrisch an den Burschen, indem er die Schöße seines Mantels ordnete.

Nikolajew zog die Zügel an, schnalzte mit der Zunge, und der Wagen rollte im Trabe weiter.

»Nur einen Augenblick füttern und dann gleich weiter, noch heute,« sagte der Offizier.

\*

## II.

Als Leutnant Koselzow bereits in die Straße von Duwanka einbog, an der die Trümmerhaufen der steinernen Mauern von Tatarenhäusern lagen, wurde er durch einen Zug von mit Bomben und Kanonenkugeln beladenen Fuhren, die für Sewastopol

bestimmt waren und sich auf dem Wege  
zusammengedrängt hatten, aufgehalten.

Zwei Infanteriesoldaten saßen mitten im  
Staube auf den Steinen eines zertrümmerten  
Zaunes am Wege und aßen eine  
Wassermelone und Brot.

»Kommst du weit her, Landsmann?« fragte  
der eine von ihnen kauend einen Soldaten,  
der mit einem kleinen Sack auf den Rücken  
vor ihnen stehen geblieben war.

»Wir gehen zur Kompagnie und kommen  
aus dem Gouvernement,« antwortete der  
Soldat, indem er von der Wassermelone  
fortsah und den Sack auf seinem Rücken  
zurechtschob, »wir waren dort schon die  
dritte Woche bei dem Heu der Kompagnie,  
aber jetzt hat man ja alle zurückberufen und  
es ist gar nicht bekannt, wo das Regiment  
jetzt steht. Man sagt, die Unsrigen seien  
vergangene Woche nach der Korabeljnaja  
abmarschiert. Habt ihr nichts davon gehört,  
meine Herren?«

»In der Stadt, Bruder, steht es, in der Stadt,« antwortete der andere, ein alter Trainsoldat, der mit einem Taschenmesser in der unreifen, weißlichen Wassermelone wühlte; »wir sind ja erst seit Mittag von dort fort. Schrecklich geht's zu, mein Brüderchen.«

»Wieso denn, meine Herren?«

»Hörst du denn nicht, wie er jetzt von allen Seiten feuert? Es gibt keine unversehrte Stelle mehr; wie viele er von unsern Soldaten getötet hat, läßt sich gar nicht sagen.«

Er machte eine resignierte Handbewegung und rückte seine Mütze zurecht.

Der wandernde Soldat schüttelte sinnend den Kopf, schnalzte mit der Zunge, holte aus dem Stiefelschaft eine Pfeife hervor und stocherte, ohne sie frisch zu stopfen, den angebrannten Tabak auf, zündete ein Stückchen Feuerschwamm an der Pfeife

eines rauchenden Soldaten an und lüftete die Mütze.

»Wie Gott will, meine Herren! Verzeihen Sie,« sagte er und schritt, den Sack auf dem Rücken schüttelnd, seines Weges.

»Ach, du solltest lieber abwarten,« rief zuredend der Soldat mit der Wassermelone.

»Alles eins,« brummte der andere, während er zwischen den Rädern der zusammengedrängten Wagen seinen Weg suchte.

\*

### III.

Die Station war voller Menschen, als Koselzow anlangte. Der Erste, der ihm schon aus der Vortreppe entgegenkam, war ein magerer, sehr junger Mensch, der Stationsvorsteher, der sich mit zwei ihm folgenden Offizieren stritt.

»Nicht nur dreimal vierundzwanzig Stunden, sondern zehnmal vierundzwanzig Stunden werden Sie warten! Auch Generäle müssen warten, Väterchen!« sagte der Vorsteher in der Absicht, die Reisenden zu kränken, »ich selbst werde mich doch nicht für Sie einspannen lassen.«

»Wenn keine Pferde da sind, darf niemand welche bekommen! Weshalb aber hat der Bediente mit den Sachen sie gekriegt?« rief der ältere der beiden Offiziere, der mit einem Glase Tee in der Hand dastand und absichtlich das Anredefürwort vermied, wodurch er zu verstehen gab, daß man zu einem Stationsvorsteher auch sehr leicht du sagen könne.

»Sie werden doch selbst einsehen, Herr Vorsteher,« sprach stotternd der andere, sehr junge Offizier, »daß wir nicht zu unserem eigenen Vergnügen reisen; wir sind doch wohl notwendig, da man uns einberufen hat. Sonst werde ich es wirklich dem General sagen. Denn was ist denn das?



Sie scheinen also den Offiziersstand nicht zu achten?«

»Sie verderben immer alles,« unterbrach ihn der ältere ärgerlich, »Sie hindern mich nur; man muß mit ihm zu reden verstehen; er verliert ja alle Achtung vor uns. – Pferde, diesen Augenblick! sage ich.«

»Ich würde sie gerne geben, Väterchen, aber woher soll ich sie nehmen?«

Der Vorsteher schwieg eine Weile, dann ereiferte er sich plötzlich und sprach, mit den Händen umherfuchtelnd:

»Ich selbst, Väterchen, verstehe und weiß alles, aber was wollen Sie machen? Geben Sie mir nur – (auf den Gesichtern der Offiziere spiegelte sich Hoffnung) – geben Sie mir nur Zeit bis zum Ende des Monats, dann werde ich nicht mehr hier sein. Lieber gehe ich auf den Malachow-Hügel, als daß ich hier bleibe, bei Gott! Möge man machen, was man will. Auf der ganzen Station gibt es kein festes Fuhrwerk mehr,

und die Pferde haben schon seit drei Tagen kein Büschelchen Heu gesehen.«

Und der Vorsteher verschwand hinter der Pforte.

Koselzow betrat das Zimmer mit den Offizieren zugleich.

»Was ist dabei?« sagte der ältere Offizier völlig ruhig, obgleich er vor einer Sekunde sich wütend gezeigt hatte, »drei Monate sind wir schon unterwegs, warten wir noch. Es ist kein Unglück, wir kommen schon noch zurecht.«

Das rauchige, unsaubere Zimmer war so voll von Offizieren und Reisekoffern, daß Koselzow nur mit Mühe einen Platz auf dem Fensterbrett fand, auf dem er sich niederließ; während er die Gesichter betrachtete und den Gesprächen zuhörte, begann er sich eine Zigarette zu drehen. Rechts von der Tür, an einem schiefen, schmutzigen Tische, auf welchem zwei Ssamowars aus mit Grünspan bedecktem

Messing standen und Zucker in verschiedenen Papieren lag, saß die Hauptgruppe: ein junger, bartloser Offizier, in neuem, asiatischem Rocke, goß Wasser in die Teekanne; vier ebenso junge Offiziere hatten sich in den Ecken des Zimmers einen Platz gesucht; der eine, mit unter dem Kopfe zusammengerolltem Pelz, schlief auf dem Divan; ein anderer stand am Tisch und schnitt Hammelbraten für einen sitzenden Offizier, dem ein Arm fehlte. Zwei Offiziere, der eine im Adjutantenmantel, der andere in seiner Infanterieuniform mit einer Reisetasche auf der Schulter saßen auf der Ofenbank, und schon daraus, wie sie die andern ansahen und wie der mit der Reisetasche seine Zigarre rauchte, konnte man schließen, daß sie keine Infanterieoffiziere von der Linie waren, und daß sie das mit Befriedigung erfüllte. Nicht als ob ihr Wesen Geringschätzung ausgedrückt hätte, ihnen war aber eine gewisse, selbstbewußte Sicherheit anzumerken, die teils auf ihren Vermögensverhältnissen, teils auf ihren nahen Beziehungen zu den Generälen

begründet war, das Bewußtsein der bevorzugten Stellung, das sogar bis zu dem Wunsche ging, sie zu verbergen. Ein noch junger Arzt mit dicken Lippen und ein Artillerist mit deutschem Gesicht saßen fast auf den Beinen des auf dem Divan schlummernden jungen Offiziers und zählten ihr Geld. Von den vier Offiziersburschen schliefen die einen, während die andern sich mit den Koffern und Bündeln an der Tür zu schaffen machten. Koselzow entdeckte unter all den Gesichtern kein einziges bekanntes, aber er begann neugierig den Gesprächen zu lauschen. Die jungen Offiziere, die, wie er auf den ersten Blick erkannte, eben erst aus dem Kadettenkorps kamen, gefielen ihm, und was die Hauptsache war, sie erinnerten ihn daran, daß sein Bruder in diesen Tagen ebenfalls direkt von der Kriegsschule auf eine der Batterien in Sewastopol kommen sollte. An dem Offizier mit der Reisetasche aber, dessen Gesicht er schon irgendwo gesehen hatte, erschien ihm alles unangenehm und hochmütig. Er ging sogar mit dem Gedanken: »Ich werd's ihm schon

zeigen, wenn es ihm einfallen sollte, etwas zu sagen,« vom Fenster zur Ofenbank und setzte sich dort nieder. Als echter Liniensoldat und tüchtiger Offizier hatte er die »Stabsleute«, als welche er vom ersten Augenblick an diese zwei Offiziere erkannte, überhaupt nicht gern.

\*

#### IV.

»Das ist aber sehr ärgerlich,« sagte einer der jungen Offiziere, »wenn man schon so nahe ist und nicht hinkommen kann; vielleicht gibt's heute etwas und wir sind nicht dabei.«

An der dünnen Stimme und den roten Flecken, die das junge Gesicht des Offiziers bedeckten, wenn er sprach, merkte man die so sympathische, jugendliche Schüchternheit eines Menschen, der beständig fürchtet, es könnte ihm ein Wort mißglücken.

Der Offizier ohne Arm sah ihn lächelnd an.

»Sie kommen schon noch zurecht, glauben Sie mir,« sagte er.

Der junge Offizier blickte voller Achtung in das magere Gesicht des Sprechers, das sich unerwartet durch ein Lächeln erhellt hatte, schwieg und beschäftigte sich wieder mit seinem Tee. Aus dem Gesicht des Offiziers ohne Arm, aus seiner Haltung und besonders aus seinem leeren Mantelärmel sprach in der Tat jener ruhige Gleichmut, den man so erklären konnte, als sagte er bei allem, was er sah oder hörte: »Das ist alles ganz schön, das alles weiß ich und das alles könnte ich tun, wenn ich nur wollte.«

»Was beschließen wir also?« sagte jetzt der junge Offizier zu seinem Kameraden in dem asiatischen Rock, »wollen wir hier übernachten oder mit unserem eigenen Pferde weiterfahren?«

Der Kamerad weigerte sich zu fahren.

»Stellen Sie sich vor, Kapitän,« fuhr der Offizier fort, der den Tee einschenkte, indem er sich an den Armlosen wandte und ein Messer aufhob, das dieser hatte fallen lassen, »man hat uns erzählt, daß die Pferde in Sewastopol entsetzlich teuer seien, daher haben wir beide gemeinsam in Simferopol ein Pferd gekauft.«

»Man wird Sie wohl gehörig gerupft haben, denke ich?«

»Ich weiß wirklich nicht, Kapitän; wir haben für Pferd und Wagen neunzig Rubel bezahlt. Ist das sehr teuer?« fügte er hinzu, zu allen, und auch zu Koselzow gewandt, der ihn ansah.

»Nicht teuer, wenn es ein junges Pferd ist,« sagte Koselzow.

»Nicht wahr? Und uns hat man gesagt, es sei teuer. Es lahmt zwar ein bißchen, doch das wird vorübergehen. Man hat uns gesagt, es sei sehr stark.«

»Aus welchem Korps sind Sie?« fragte Koselzow, der etwas von seinem Bruder hören wollte.

»Wir kommen jetzt aus dem adeligen Regiment, wir sind unser sechs und gehen alle auf unseren eigenen Wunsch nach Sewastopol,« sprach der redselige, junge Offizier, »nur wissen wir nicht, wo unsere Batterien stehen; die einen sagen in Sewastopol und die andern behaupten in Odessa.«

»Konnte man das in Simferopol nicht erfahren?« fragte Koselzow weiter.

»Niemand weiß es; stellen Sie sich vor, mein Kamerad ist dort in die Kanzlei gegangen, – Grobheiten hat man ihm gesagt. Sie können sich denken, wie unangenehm uns das war. – Wünschen Sie vielleicht eine fertige Zigarette?« fragte er gleich darauf den Offizier ohne Arm, der nach seiner Zigarrentasche suchte.



Er bediente den Armlosen mit einem gewissen leidenschaftlichen Entzücken.

»Und Sie sind auch aus Sewastopol?« fuhr er fort, »ach mein Gott, wie ist das wunderbar! Wie oft haben wir alle in Petersburg an Sie, an alle die Helden gedacht!« sagte er, indem er sich höflich und mit gutmütiger Schmeichelei an Koselzow wandte.

»Aber wie, wenn Sie zurückreisen müßten?« fragte der Leutnant.

»Das eben fürchten wir ja. Stellen Sie sich vor, nachdem wir das Pferd gekauft und uns mit allem Notwendigen versorgt hatten, – mit einer Spiritus-Kaffeemaschine und noch verschiedenen anderen, nötigen Kleinigkeiten, – ist uns gar kein Geld mehr geblieben,« sagte er leise und mit einem Blick auf seinen Kameraden, »wenn wir zurückreisen sollten, wüßten wir nicht, was anzufangen.«

»Haben Sie denn keine Reisegelder bekommen?« fragte Koselzow.

»Nein,« antwortete der andere flüsternd,  
»man hat uns nur versprochen, sie uns hier auszuzahlen.«

»Und haben Sie eine Bescheinigung?«

»Ich weiß, die Hauptsache ist eine Bescheinigung; aber in Moskau hat mir ein Senator – er ist mein Onkel – als ich bei ihm war, gesagt, wir würden das Geld hier bekommen, sonst hätte er selbst es mir gegeben. Wird man es uns also geben?«

»Unbedingt.«

»Ich glaube auch, daß man es tun wird,« sagte er in einem Tone, der bewies, daß er jetzt, nachdem er auf dreißig Stationen ein und dasselbe gefragt und jedesmal eine andere Antwort erhalten hatte, niemand mehr recht glaubte.

\*

## V.

»Wer hat die Sauerkrautsuppe bestellt?« fragte die ziemlich unsaubere Wirtin, eine dicke Frau von etwa vierzig Jahren, die mit einer Suppenschüssel ins Zimmer trat.

Das Gespräch verstummte sofort und alle im Zimmer Anwesenden richteten ihren Blick auf die Wirtin.

»Ach, Koselzow hat sie bestellt,« antwortete der junge Offizier, »man muß ihn wecken. Steh' auf, um zu essen!« rief er, indem er an den Offizier, der auf dem Divan schlief, herantrat und ihn an der Schulter rüttelte.

Ein Jüngling von etwa siebzehn Jahren mit lustigen, schwarzen Augen und roten Wangen sprang energisch vom Divan auf und blieb, sich die Augen reibend, mitten im Zimmer stehen.

»Ach, entschuldigen Sie, bitte,« sagte er zu dem Arzt, den er beim Aufstehen

angestoßen hatte.

Leutnant Koselzow erkannte seinen Bruder sofort und ging auf ihn zu.

»Erkennst du mich nicht?« fragte er lächelnd.

»Ah-ah-ah!« rief der jüngere Bruder, »ist das aber merkwürdig!« und er begann den älteren zu küssen.

Sie küßten sich dreimal, aber beim dritten Male stockten sie, als wäre beiden der Gedanke gekommen: muß es denn unbedingt dreimal sein?

»Na, wie ich mich freu'!« sagte der ältere Bruder, den jüngeren betrachtend, »komm' hinaus auf die Vortreppe, wir wollen plaudern.«

»Komm, komm, ich will keine Suppe, – iß du, Federson,« rief er seinem Kameraden zu..

»Du wolltest aber doch essen.«

»Ich will nichts.«

Als sie auf der Vortreppe standen, fragte der jüngere den älteren Bruder immer wieder:  
»Na, wie geht's dir? was machst du?  
erzähle!« und wiederholte unaufhörlich,  
wie er sich freue, ihn wiederzusehen,  
erzählte aber nichts von sich selbst.

Nach etwa fünf Minuten, während welcher sie beide geschwiegen hatten, fragte der ältere Bruder den jüngeren, warum er nicht bei der Garde eingetreten sei, wie das alle von ihm erwartet hatten.

»Ich wollte schnell nach Sewastopol kommen; denn hat man hier Glück, so kann man noch schneller Karriere machen als bei der Garde: dort kommt man in zehn Jahren bis zum Oberst, und hier hat's Totleben in zwei Jahren vom Oberstleutnant zum General gebracht. Wird man aber totgeschossen, – na, nichts zu machen.«

»So bist du!« sagte der Bruder lächelnd.

»Aber was die Hauptsache ist, weißt du, Bruder,« sprach der Jüngere lächelnd und errötend weiter, als wollte er etwas Beschämendes sagen, »das alles ist Unsinn; hauptsächlich hab' ich deshalb darum gebeten, da es doch eigentlich eine Schande ist, in Petersburg zu leben, während die andern hier fürs Vaterland sterben. Und ich wollte auch gerne mit dir beisammen sein,« fügte er noch verlegener hinzu.

»Wie komisch du bist,« sagte der Ältere ohne ihn anzusehen, indem er seine Zigarettentasche hervorholte; »nur schade, daß wir nicht zusammen bleiben werden.«

»Sag' mal die Wahrheit, ist es auf den Bastionen wirklich so schrecklich?« fragte plötzlich der Jüngere.

»Anfangs schon, dann gewöhnt man sich daran und es macht einem weiter nichts; du wirst ja selbst sehen.«

»Aber sag' mir noch das eine. Wird Sewastopol genommen werden? Was

denkst du? Ich glaube, es wird auf keinen Fall genommen.«

»Gott weiß!«

»Eines ärgert mich sehr, denk' dir, welches Pech: unterwegs ist uns ein ganzes Bündel gestohlen worden und ich hatte meinen Tschako darin, so daß ich jetzt in einer entsetzlichen Lage bin und nicht weiß, wie ich mich vorstellen soll.«

Der zweite Koselzow, Wladimir, war seinem Bruder Michael sehr ähnlich, aber in der Art, wie ein eben erblühender Rosenstock einem abblühenden Wildrosenstrauch ähnlich ist. Seine Haare waren ebenfalls blond, aber dicht und an den Schläfen gelockt; auf seinem weißen, zarten Nacken hatte er ein blondes Zöpfchen, – ein Zeichen des Glücks, wie die Kinderfrauen zu sagen pflegen. Auf dem zarten, weißen Gesichte lag nicht immer, sondern flammte nur von Zeit zu Zeit ein tiefes, jugendliches Rot auf, das jede Regung seiner Seele verriet. Er hatte

dieselben Augen wie der Bruder, aber sie waren offener und heller, was hauptsächlich daher kam, daß sie häufig von leichter Feuchtigkeit bedeckt schienen. Ein blonder Flaum sproßte auf den Wangen und über den roten Lippen, die sich sehr oft zu einem schüchternen Lächeln kräuselten und glänzend weiße Zähne sehen ließen. Wie er so vor seinem Bruder stand, schlank und breitschulterig, im offenen Mantel, unter welchem das rote Hemd mit schrägem Kragen sichtbar wurde, die Zigarette in der Hand, auf das Geländer der Vortreppe gelehnt, mit naiver Freude in Gesicht und Haltung, war er ein so sympathischer, lieber Junge, daß man ihn immerfort hätte ansehen mögen. Er freute sich außerordentlich über den Bruder, blickte mit Achtung und Stolz auf ihn und sah in ihm einen Helden; aber in mancher Beziehung, z. B. in Hinsicht der gesellschaftlichen Bildung, des Französischsprechens, des Verkehrs mit gesellschaftlich hochstehenden Leuten, des Tanzens usw. schämte er sich seiner ein wenig, sah von oben auf ihn herab und



hoffte sogar, ihn womöglich zu bilden. Alle seine Eindrücke stammten noch aus Petersburg und aus dem Hause eines Moskauer Senators, bei dem er einmal einen großen Ball mitgemacht hatte.

\*

## VI.

Nachdem die Brüder sich fast müde geplaudert hatten und zu dem Gefühl gelangt waren, das man oft empfindet, nämlich, daß man wenig Gemeinsames miteinander hat, obgleich man sich liebt, – schwiegen sie beide eine ganze Weile.

»So nimm deine Sachen und wir wollen gleich fahren,« sagte der Ältere.

Der Jüngere wurde rot und verlegen.

»Direkt nach Sewastopol?« fragte er nach kurzem Schweigen.

»Nun ja; du hast doch nicht viel Sachen?  
Ich denke, wir bringen sie unter.«

»Schön, wir wollen gleich fahren,«  
antwortete der Jüngere seufzend und ging  
ins Zimmer.

Aber ohne die Tür zu öffnen, blieb er auf  
dem Flur stehen, ließ betrübt den Kopf  
hängen und dachte:

»Gleich so direkt nach Sewastopol unter die  
Bomben, schrecklich! Aber einerlei, einmal  
muß es ja sein, und jetzt geschieht's  
wenigstens mit dem Bruder zusammen.«

Die Sache war die, daß erst bei dem  
Gedanken, daß er nach dem Besteigen des  
Wagens ohne weitere Unterbrechung nach  
Sewastopol müsse, und daß ihn jetzt kein  
Zufall mehr zurückhalten könne, ihm die  
Gefahr, die er suchte, klar vor Augen stand,  
und daß er bei dem bloßen Gedanken an  
ihre Nähe in Verwirrung geriet. Als er sich  
einigermaßen beruhigt hatte, ging er ins  
Zimmer. Aber eine Viertelstunde verfloß,

ohne daß er zum Bruder zurückkehrte, so daß der letztere endlich die Tür öffnete, um ihn herauszurufen. Der jüngere Koselzow stand in der Stellung eines Schulbuben, der sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, vor dem Offizier S.; als der Bruder die Tür öffnete, verlor er die Fassung gänzlich.

»Gleich, gleich komme ich,« rief er und wehrte den Bruder mit der Hand ab, »bitte, erwarte mich dort.«

Eine Minute später kam er wirklich heraus und trat mit einem tiefen Seufzer an den Bruder heran.

»Stell' dir vor, ich kann nicht mit dir fahren, Bruder,« sagte er. »Wie? Was für ein Unsinn!«

»Ich will dir die ganze Wahrheit sagen, Mischa; wir alle haben kein Geld mehr, und wir sind alle diesem Stabskapitän, den du drinnen gesehen hast, etwas schuldig. Es ist furchtbar unangenehm.«

Der ältere Bruder runzelte die Stirn und schwieg lange.

»Bist du viel schuldig?« fragte er, den Bruder von unten herauf anblickend.

»Ja, viel, – nein, nicht sehr viel, aber es ist mir so peinlich. Auf drei Stationen hat er für mich bezahlt, wir haben auch immer seinen Zucker gebraucht, – so daß ich nicht weiß – und wir haben auch Préférence gespielt, – ich bin ihm einiges schuldig geblieben.«

»Das ist häßlich, Wolodja. Was hättest du angefangen, wenn du mich nicht getroffen hättest?« sagte der ältere Bruder streng, ohne den jüngeren anzublicken.

»Ja, ich dachte, Bruder, ich würde in Sewastopol das Reisegeld ausbezahlt bekommen und dann meine Schuld zahlen; das kann man ja machen. Daher ist's besser, ich komme erst morgen mit ihm an.«

Der ältere Bruder zog seinen Geldbeutel und holte mit etwas zitternden Fingern zwei Zehnrubel- und einen Dreirubelschein heraus.

»Das ist mein ganzes Geld,« sagte er,  
»wieviel bist du schuldig?«

Als er sagte, daß dies all sein Geld sei, sprach Koselzow nicht die volle Wahrheit: er hatte noch vier Goldstücke, die für alle Fälle in seinen Ärmelaufschlag eingenäht waren; er hatte sich aber das Wort gegeben, sie nicht anzurühren.

Es stellte sich heraus, daß Koselzow, das Préférencespiel und den Zucker mit eingerechnet, nur acht Rubel schuldig war. Der ältere Bruder gab sie ihm und machte nur die Bemerkung, es gehe nicht an, Préférence zu spielen, wenn man kein Geld habe.

»Worauf hin hast du denn gespielt?«

Der jüngere antwortete kein Wort. Die Frage des Bruders erschien ihm wie ein Zweifel an seiner Ehrenhaftigkeit. Der Arger über sich selbst, die Scham wegen einer Handlung, die zu einem solchen Verdachte Anlaß gegeben hatte, und die Kränkung durch den Bruder, den er so sehr liebte, riefen bei seiner eindrucksfähigen Natur ein starkes Schmerzgefühl hervor, das er nicht überwinden konnte. Da er fühlte, daß er nicht im Stande sein würde, die Tränen zu unterdrücken, die ihm in die Augen stiegen, nahm er das Geld ohne hinzuschauen und ging zu den Kameraden.

\*

## VII.

Nikolajew, der sich in Duwanka durch zwei Maß Branntwein gestärkt, welche ein Soldat auf der Brücke ihm verkauft hatte, zupfte an den Zügeln, der Wagen holperte über die steinige, stellenweise schattige Straße, die den Belbek entlang nach

Sewastopol führte, und die Brüder, die mit den Beinen immerfort aneinander stießen, schwiegen hartnäckig, obwohl sie sich in Gedanken ununterbrochen miteinander beschäftigten.

»Warum hat er mich gekränkt?« dachte der Jüngere, »konnte er nicht darüber schweigen? Es ist gerade so, als ob er glaubte, ich sei ein Dieb; und auch jetzt noch scheint er zu zürnen, so daß wir wohl für immer auseinander sind. Und wie schön wäre es gewesen, in Sewastopol zusammen zu sein! Zwei Brüder, die gut Freund miteinander sind, kämpfen gemeinsam gegen den Feind: der ältere ist wenn auch kein sehr gebildeter, so doch ein tapferer Krieger; der andere ist jung, aber ebenfalls ein braver Bursche. In meinem Gesicht wird Männlichkeit liegen, und bis dahin wird mein Schnurrbart zwar noch nicht groß, aber doch tüchtig gewachsen sein,« und er zupfte an dem Flaum, der sich über seinen Lippen zeigte. »Vielleicht geraten wir heute nach der Ankunft zusammen mit dem Bruder in ein Gefecht. Er ist gewiß

ausdauernd und sehr tapfer, ein Mensch, der nicht viel spricht, aber mehr tut als die andern. Ich möchte nur wissen,« dachte er weiter, – »ob er mich mit oder ohne Absicht an den äußersten Rand des Wagens drängt; er fühlt doch gewiß, daß ich es unbequem habe, tut aber, als bemerke er es nicht. Wir kommen also heute an« – spann er seine Gedanken weiter, während er sich eng an den Wagenrand drängte und sich zu rühren fürchtete, um den Bruder nicht merken zu lassen, daß er unbequem sitze, – »und müssen plötzlich direkt auf die Bastion; ich mit den Geschützen, mein Bruder mit der Kompanie, und wir machen uns zusammen auf den Weg. Und plötzlich stürzen die Franzosen auf uns los. Ich schieße und schieße und töte furchtbar viele, aber sie rennen trotzdem grade auf mich los. Da hilft kein Schießen mehr, und ich bin natürlich rettungslos verloren. Plötzlich aber stürzt mein Bruder mit dem Säbel in der Hand hervor, ich ergreife das Gewehr und wir laufen mit den Soldaten vorwärts. Die Franzosen stürzen sich auf meinen Bruder. Ich eile herbei, töte einen



Franzosen, noch einen – und rette meinen Bruder. Ich werde an einer Hand verwundet, da fasse ich das Gewehr mit der andern Hand und laufe vorwärts. Aber mein Bruder wird neben mir von einer Kugel getroffen. Ich bleibe einen Augenblick bei ihm stehen, sehe ihn traurig an, richte mich dann auf und rufe: ›Mir nach, rächen wir ihn! ich habe meinen Bruder mehr als alles in der Welt geliebt,‹ werde ich sagen, ›und habe ihn verloren; rächen wir ihn, vernichten wir den Feind oder gehen wir alle in den Tod!‹ Alle schreien und stürzen mir nach. Da kommt die französische Armee heran mit Pelissier selbst. Wir machen sie alle nieder. Aber schließlich werde ich zum zweiten, zum dritten Male verwundet und sinke sterbend zu Boden. Da kommen alle zu mir gelaufen, Gortschakow kommt heran und fragt, was ich mir wünsche. Ich antworte, ich wünsche nichts, als daß man mich neben meinen Bruder lege, damit ich mit ihm sterben kann. Man trägt mich fort und legt mich neben dem blutigen Leichnam des Bruders nieder. Ich richte mich auf und sage nur:

›Ja, ihr habt zwei Menschen, die ihr Vaterland wahrhaft liebten, nicht zu schätzen gewußt, jetzt sind sie beide gefallen, Gott verzeihe euch!‹ Und ich sterbe.«

Wer weiß, inwieweit diese Träumereien zur Wahrheit werden!

»Sag', warst du einmal im Handgemenge?« fragte er plötzlich den Bruder, ganz vergessend, daß er mit ihm nicht hatte sprechen wollen.

»Nein, noch nie,« erwiderte der Ältere, »von unserem Regiment sind zweitausend Mann gefallen, aber alle nur bei den Arbeiten, und auch ich bin bei der Arbeit verwundet worden. Der Krieg wird ganz anders geführt, als du denkst, Wolodja.«

Das Wort Wolodja rührte den Jüngeren. Er empfand den Wunsch nach einer Aussprache mit seinem Bruder, der gar nicht daran dachte, daß er ihn gekränkt hatte.

»Du bist mir nicht böse, Mischa?« fragte er nach kurzem Schweigen.

»Weshalb?«

»Nein, nur so – weil es so war – nichts weiter.«

»Nicht im geringsten,« erwiderte der Ältere, indem er sich zu ihm wandte und ihm auf das Bein klopfte.

»So verzeih' mir, Mischa, wenn ich dich gekränkt habe.«

Und der Jüngere wandte sich ab, um die Tränen zu verbergen, die ihm plötzlich in die Augen traten.

\*

## VIII.

»Ist das wirklich schon Sewastopol?« fragte der jüngere Bruder, als sie den Gipfel des Berges erreicht hatten.

Vor ihnen lag die Bucht, von Schiffsmasten überragt, das Meer mit der fernen, feindlichen Flotte, die weißen Strandbatterien, Kasernen, Wassergräben, Docks, die Gebäude der Stadt und die weißlich violetten Rauchwolken, die ununterbrochen von den gelben Höhen aufstiegen, welche die Stadt umgaben und sich scharf vom blauen Himmel abhoben, während die Sonne sich bereits dem Horizont des dunklen Meeres zuneigte und ihre rosafarbenen Strahlen im Wasser spiegelte.

Wolodja blickte ohne das geringste Schaudern auf den Schreckensort, an den er schon so viel gedacht hatte; im Gegenteil, er betrachtete mit ästhetischem Genusse und dem heldenmütigen Gefühl des Selbstbewußtseins, daß auch er in einer halben Stunde dort sein werde, dieses in der Tat eigenartig schöne Schauspiel, und betrachtete es mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu dem Augenblick, wo sie auf der Nordseite beim Train des Regiments seines Bruders anlangten; hier

mußten sie Gewißheit über den Standort des Regiments und der Batterie erhalten können.

Der Offizier, der den Train kommandierte, wohnte in der Nähe des sogenannten neuen Städtchens – einer Gruppe von Bretterbaracken, die von Matrosenfamilien erbaut waren – in einem Zelte, das mit einer ziemlich großen, aus noch frischgrünen Eichenzweigen errichteten Hütte verbunden war.

Die Brüder trafen den Offizier vor einem schmutzigen Tische, auf dem ein Glas kalten Tees und ein Präsentierbrett mit Schnaps und den Resten von trockenem Kaviar und Brot standen; er war mit einem gelblich schmutzigen Hemd bekleidet und zählte an einem großen Rechenbrett einen ungeheuren Haufen von Banknoten. Doch bevor wir etwas über die Persönlichkeit des Offiziers und seiner Unterhaltung sagen, müssen wir unbedingt das Innere seiner Hütte genauer betrachten und uns wenigstens etwas mit seiner Lebensweise

und seiner Beschäftigung vertraut machen. Die neue Hütte war so groß, so solid gebaut und so bequem eingerichtet – mit Tischen und Bänken aus Rasen –, wie man sie nur für Generäle und Regimentskommandeure zu bauen pflegt; die Seitenwände und die Decke waren, um das Fallen der Blätter zu verhindern, mit drei Teppichen verhängt, die zwar entsetzlich häßlich, aber neu und wahrscheinlich sehr teuer waren. Auf dem eisernen Bett, das unter dem mit der Darstellung einer Amazone geschmückten Hauptteppich stand, lagen eine hellrote Plüschdecke, ein schmutziges, zerrissenes Kissen und ein Schuppenpelz; auf dem Tisch standen ein Spiegel in Silberrahmen, eine silberne, entsetzlich schmutzige Bürste, ein zerbrochener Hornkamm voll öligter Haare, ein silberner Leuchter, eine Flasche Likör mit riesiger, goldroter Etikette, eine goldene Uhr mit dem Bilde Peters des Großen, zwei goldene Federn, eine Schachtel mit irgend welchen Kapseln, eine Brotrinde und ein auseinander geworfenes altes Spiel Karten; unter dem Bett sah man volle und leere Flaschen.

Dieser Offizier kommandierte den Train und verwaltete den Proviant für die Pferde. Mit ihm zusammen hauste sein Busenfreund, der Kommissionär, der die Geschäfte führte. Als die Brüder eintraten, schlief er im Zelte, während der Trainoffizier die Abrechnung der Staatsgelder zum Monatsschluß vorbereitete. Das Äußere des Offiziers war schön und kriegerisch: ein hoher Wuchs, ein großer Schnurrbart, vornehme Stattlichkeit. Unsympathisch waren an ihm nur das schweißige und aufgedunsene Gesicht, in dem die kleinen grauen Augen fast verschwanden (als ob es ganz mit Porter angefüllt gewesen wäre), und die außerordentliche Unsauberkeit, von dem dünnen, fettigen Haar bis zu den großen, nackten Füßen, die in Hermelinpantoffeln steckten.

»Geld und immer Geld!« sagte Koselzow der Ältere beim Betreten der Hütte, indem er die Augen mit unwillkürlicher Gier auf dem Haufen der Banknoten ruhen ließ;

»wenn Sie mir nur die Hälfte davon leihen wollten, Wassilij Michailowitsch!«

Der Trainoffizier duckte sich beim Anblick der Gäste und grüßte ohne aufzustehen, indem er das Geld zusammenschob.

»Ach, wenn's mein Geld wäre! staatlich, Väterchen! – Und wen haben Sie da bei sich?« fragte er, das Geld in eine neben ihm stehende Schatulle legend und Wolodja anblickend.

»Das ist mein Bruder; er kommt aus dem Kadettenkorps. Wir sind nur gekommen, um von Ihnen zu erfahren, wo das Regiment steht.«

»Nehmen Sie Platz, meine Herren,« sagte er, stand auf und ging auf das Zelt zu;  
»wollen Sie nicht etwas trinken? vielleicht einen Schluck Porter?

»Kann nichts schaden, Wassilij Michailowitsch!«



Wolodja war überrascht von der Würde des Trainoffiziers, von seinem ungezwungenen Wesen und der achtungsvollen Höflichkeit, mit der sein Bruder ihn behandelte.

»Wahrscheinlich ist's ein besonders tüchtiger Offizier, den alle hochschätzen, wahrscheinlich ein einfacher, aber gastfreundlicher und tapferer Mann,« dachte er, während er sich bescheiden und schüchtern auf eine Bank setzte.

»Wo also steht unser Regiment?« fragte der ältere Bruder durch die Zeltwand.

»Wie?«

Er wiederholte die Frage.

»Heute war Seifer bei mir; er erzählte, sie seien auf die fünfte Bastion hinübergegangen.«

»Sicher?«

»Wenn ich's sage, wird es wohl sicher sein; übrigens, weiß der Teufel, ihm kommt's auf

eine Lüge nicht an! Also was ist, trinken Sie Porter?« sprach der Trainoffizier immer noch aus dem Zelt heraus.

»Warum nicht, bitte!« antwortete Koselzow.

»Trinken Sie mit, Ossip Ignatjewitsch?« fuhr die Stimme im Zelte fort, wahrscheinlich zum schlafenden Kommissionär gewandt; »hören Sie auf zu schlafen, es ist gleich fünf Uhr.«

»Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe? Ich schlafe nicht,« antwortete ein faules, dünnes Stimmchen.

»Nun, so stehen Sie auf, ich langweile mich ohne Sie.« Und der Trainoffizier kam wieder zu seinen Gästen zurück.

»Bring von dem Porter aus Simferopol!« rief er.

Ein Bursche mit stolzem Gesichtsausdruck, wie es Wolodja schien, kam in die Hütte

herein und holte den Porter unter der Bank hervor, wobei er Wolodja beiseite stieß.

Eine Flasche war schon geleert und das Gespräch war noch recht lange in derselben Art weitergeführt worden, als die Vorhänge des Zeltcs sich auseinanderschoben und ein kleiner, frischer Mann in blauem Schlafrock mit Quasten und in einer Dienstmütze mit rotem Rande und Kokarde zum Vorschein kam. Er drehte beim Eintreten seinen kleinen schwarzen Schnurrbart und beantwortete den Gruß der Offiziere, an ihnen vorbeisehend, mit einer kaum merklichen Schulterbewegung.

»Laß mich auch ein Gläschen trinken!« sagte er, indem er sich an den Tisch setzte. – »Sie kommen aus Petersburg, junger Mann, was?« fuhr er fort, sich freundlich an Wolodja wendend.

»Ja, ich geh' nach Sewastopol.«

»Haben Sie selbst darum gebeten?«

»Jawohl.«

»Was haben Sie nur davon, meine Herren? Ich begreif's wirklich nicht!« sprach der Kommissionär. »Ich glaube, ich wäre jetzt bereit, zu Fuß nach Petersburg zu gehen, wenn man mich nur ließe! Ich habe, bei Gott, genug von diesem verfluchten Leben!«

»Was fehlt Ihnen denn hier?« fragte der ältere Koselzow, sich zu ihm wendend; »wenn *Sie* hier kein gutes Leben haben –!«

Der Kommissionär blickte ihn an und wandte sich ab.

»Diese Gefahren, Entbehrungen, nichts ist zu bekommen –« fuhr er, zu Wolodja gewandt, fort. Was *Sie* davon haben, meine Herren, verstehe ich absolut nicht! Wenn Sie noch irgend welche Vorteile davon hätten, aber so –! Ist's zum Beispiel angenehm, in Ihren Jahren plötzlich für Lebenszeit zum Krüppel zu werden?«

»Der eine sucht Geschäfte zu machen, der andere dient um der Ehre willen,« mischte sich mit ärgerlicher Stimme der ältere Koselzow wieder ins Gespräch.

»Eine schöne Ehre, wenn man nichts zu essen hat!« sagte der Kommissionär mit verächtlichem Lachen, zu dem Trainoffizier gewandt, der ebenfalls zu lachen begann.

»Zieh' einmal die ›Lucia‹ auf, wir werden zuhören,« sagte er, auf eine Spieldose deutend, »ich hör' das gern.«

»Ist dieser Wassilij Michailowitsch ein guter Mensch?« fragte Wolodja seinen Bruder, als sie in der Dämmerung die Hütte verließen und nach Sewastopol weiterfahren.

»Es geht! Nur ist er geizig zum Entsetzen. Aber diesen Kommissionär kann ich nicht ausstehen, den prügle ich noch einmal durch!«

\*

## IX.

Wolodja war zwar nicht grade in schlechter Stimmung, als sie sich, schon fast bei Nacht, der großen, über die Bucht führenden Brücke näherten, aber er fühlte eine gewisse Beklommenheit im Herzen. Alles, was er sah und hörte, stimmte so wenig zu den früheren, kaum erst verwischten Eindrücken: zu dem hellen, großen, getäfelten Prüfungssaal, den fröhlichen, gutmütigen Stimmen und dem Lachen der Kameraden, der neuen Uniform, dem geliebten Zaren, den er sieben Jahre hindurch gesehen und der sie beim Abschied mit Tränen in den Augen seine Kinder genannt hatte, – und alles, was er jetzt sah, glich so wenig seinen schönen, bunten, hochherzigen Träumen.

»Na, da wären wir also angekommen!« sagte der ältere Bruder beim Verlassen des Wagens, als sie vor der Michailow-Batterie angelangt waren. »Wenn man uns über die Brücke läßt, gehen wir gleich in die Nikolajewsche Kaserne. Du bleibst dort bis

morgen früh, und ich gehe zum Regiment,  
um zu erfahren, wo deine Batterie steht,  
und hole dich morgen ab.«

»Warum denn? laß uns lieber gleich  
zusammen gehen,« sagte Wolodja; »ich will  
mit dir auf die Bastion. Jetzt ist's doch  
schon einerlei: ich muß mich daran  
gewöhnen. Wenn du hingehst, kann ich's  
auch.«

»Besser wär's, du gingest nicht.«

»Nein, ich bitte dich: ich werde wenigstens  
sehen, wie –«

»Ich rate dir, nicht zu gehen; aber wenn du  
willst –«

Der Himmel war wolkenfrei und dunkel;  
die Sterne und die unaufhörlich hin und her  
fliegenden Feuer der Bomben und Schüsse  
leuchteten schon hell durch die Finsternis.  
Das große, weiße Gebäude der Batterie und  
der Brückenkopf traten aus der Dunkelheit  
hervor. Buchstäblich in jeder Sekunde

erschütterten mehrere Kanonenschüsse und Explosionen, entweder schnell aufeinanderfolgend oder zusammenfallend, immer lauter und deutlicher die Luft. Und durch dieses Getöse, es gewissermaßen begleitend, klang das dumpfe Brausen des Meeres, von dem ein leichter Wind die feuchte Luft herüberwehte. Die Brüder näherten sich der Brücke. Ein Landwehrmann schlug schwerfällig mit dem Gewehr auf und rief:

»Wer da?«

»Soldat.«

»Niemand darf durch!«

»Aber wieso denn? Wir müssen durch!«

»Fragen Sie den Offizier.«

Der Offizier, der, auf einem Anker sitzend, geschlummert hatte, erhob sich und gab die Erlaubnis zum Passieren der Brücke.



»Hinüber darf man, herüber nicht. – Wo willst du hin? Alle zugleich!« schrie er einige mit Schanzkörben beladene Regimentswagen an, welche sich vor der Brücke zusammengedrängt hatten.

Als die Brüder zum ersten Ponton hinabschritten, stießen sie auf Soldaten, die in lautem Gespräch von drüben herkamen.

»Wenn er die Ausrüstungsgelder bekommen hat, hat er nichts mehr zu fordern, – so ist die Sache!«

»Ach, Brüder!« sagte eine andere Stimme, »sobald man zur Nordseite kommt, sieht man wieder die Welt, bei Gott! Eine ganz andre Luft!«

»Red' nur!« sprach der erste; »erst kürzlich ist so eine Verwünschte hierher geflogen, hat zwei Matrosen die Beine zerschmettert, also –«

Die Brüder überschritten das erste Ponton und blieben, ihren Wagen erwartend, auf

dem zweiten stehen, das hier und da bereits überschwemmt war. Der Wind, der auf dem festen Lande schwach erschien, war hier sehr heftig und blies stoßweise daher; die Brücke schwankte, und die Wellen, die brausend an die Balken schlugen und sich an Ankern und Tauen brachen, ergossen sich über die Bretter. Rechts rauschte drohend das in Nebel gehüllte, dunkle Meer, das sich durch eine unbegrenzte, gleichmäßige, schwarze Linie vom gestirnten, lichtgrau schimmernden Horizonte abhob; in der Ferne glühten die Feuer der feindlichen Flotte; links dunkelte der schwarze Rumpf eines unserer Schiffe, an das die Wellen schlugen, und zeigte sich ein Dampfer, der schnell und geräuschvoll von der Nordseite herankam. Das Feuer einer in seiner Nähe platzenden Bombe beleuchtete auf einen Augenblick die hoch aufgeschichteten Schanzkörbe auf dem Verdeck, die beiden Männer, die oben standen, und den aufspritzenden weißen Schaum der grünlichen Wellen, die der Dampfer durchschnitt. Am Rande der Brücke saß, die Füße ins Wasser getaucht,

ein Mann in bloßem Hemde und reparierte etwas am Ponton. Vor den beiden Brüdern, grade über Sewastopol, zuckten nach wie vor die feurigen Blitze auf, und lauter und lauter drang das entsetzliche Getöse herüber. Eine vom Meere kommende Woge überflutete die rechte Seite der Brücke und durchnäßte Wolodjas Füße; zwei Soldaten gingen, im Wasser watend, an ihm vorbei. Plötzlich beleuchtete ein laut krachendes Etwas den vorderen Brückenteil, einen darauf befindlichen Wagen und einen Reiter, und die Bombensplitter fielen ins Wasser, die sie rauschend aufspritzen ließen.

»Ah, Michael Ssemjonowitsch!« rief der Reiter, indem er sein Pferd vor dem älteren Koselzow anhielt, »sind Sie schon ganz wiederhergestellt, was?«

»Wie Sie sehen. Wohin führt Ihr Weg?«

»Auf die Nordseite, Patronen holen: ich vertrete ja heute den Regimentsadjutanten,

– wir erwarten von Stunde zu Stunde einen Angriff.«

»Und wo ist Marzow?«

»Gestern ist ihm ein Fuß zerschmettert worden, – in der Stadt, – während er in seinem Zimmer schlief, – Sie kennen ihn wohl?«

»Das Regiment steht auf der Fünften, nicht wahr?«

»Ja, es ist an Stelle des M.-Regimentes hingekommen. Gehen Sie zum Verbandplatz, dort sind einige von uns, die werden Sie hinführen.«

»Na, und meine Wohnung auf der Seestraße, ist die noch ganz?«

»Ach, Väterchen! Schon längst vollständig von Bomben zertrümmert! Sie werden Sewastopol nicht mehr wiedererkennen: es gibt kein Wirtshaus, keine Musik, keine Frauen mehr, – alles ist fortgezogen.

Traurig ist's jetzt bei uns! – Leben Sie wohl!«

Und der Offizier trabte weiter.

Wolodja wurde plötzlich von entsetzlicher Angst ergriffen: ihm war, als müsse gleich eine Kugel oder ein Bombensplitter dahergefliegen kommen und ihn gerade an den Kopf treffen. Diese feuchte Finsternis, diese verschiedenen Laute, besonders das grollende Plätschern der Wellen, alles schien ihm zuzuraunen, er solle nicht weitergehen, es erwarte ihn hier nichts Gutes, sein Fuß werde das Land jenseits der Bucht nie wieder betreten, er möge sofort umkehren und fliehen, einerlei wohin, nur möglichst weit von diesem furchtbaren Orte des Todes. »Aber vielleicht ist's schon zu spät, vielleicht ist's schon entschieden,« dachte er und erschauerte, teils wegen dieses Gedankens, teils weil das Wasser durch seine Stiefel gedrungen war und seine Füße feucht machte.

Wolodja seufzte tief auf und entfernte sich ein wenig von seinem Bruder.

»Herrgott, werde ich wirklich selber fallen, grade ich?« Herr, erbarme dich meiner!« flüsterte er vor sich hin und bekreuzigte sich.

»Gehen wir, Wolodja,« sagte der ältere Bruder, als ihr Wagen sie eingeholt hatte; »hast du die Bombe gesehen?«

Auf der Brücke begegneten die Brüder Fuhren mit Verwundeten, mit Schanzkörben, einen Wagen voller Möbel, den eine Frau lenkte. Auf dem jenseitigen Ufer wurden sie von niemand angehalten.

Sich instinktiv dicht an die Mauer der Nikolajewschen Batterie haltend und in tiefem Schweigen dem Lärm der Bomben, die hier direkt über ihren Köpfen zersprangen, und der von oben herabstürzenden Sprengstücke lauschend, kamen die Brüder zu der Stelle der Batterie, wo sich das Heiligenbild befand. Hier

erfuhren sie, daß die fünfte leichte Batterie, der Wolodja zugeteilt war, auf der Korabeljnaja stand, und beschlossen, ungeachtet der Gefahr zusammen auf die fünfte Bastion zu gehen und dort zu übernachten, morgen aber die Batterie aufzusuchen. Nachdem sie den Gang passiert hatten, wobei sie über die Füße schlafender Soldaten schreiten mußten, gelangten sie endlich zum Verbandplatze.

\*

## X.

Als sie das erste Zimmer betraten, in dem Pritschen mit Verwundeten standen und das von schwerer, widerwärtiger Lazarettluft erfüllt war, kamen ihnen zwei barmherzige Schwestern entgegen.

Die eine, eine Frau von etwa fünfzig Jahren, mit schwarzen Augen und strengem Gesichtsausdruck, trug Verbandzeug und Charpie und erteilte einem jungen Burschen, einem Feldscher, Weisungen; die

andere, ein sehr hübsches, etwa zwanzigjähriges Mädchen mit blassem, zartblondem Gesichtchen, das in so eigener lieblicher Hilflosigkeit unter dem weißen Häubchen hervorsah, schritt, die Hände in den Taschen der Schürze, neben der Älteren und schien sich vor dem Zurückbleiben zu fürchten.

Koselzow wandte sich an sie mit der Frage, ob sie nicht wüßten, wo Marzow liege, dem gestern ein Fuß zerschmettert worden.

»Vom P.-Regiment, glaube ich?« fragte die Ältere, »ist's ein Verwandter von Ihnen?«

»Nein, ein Kamerad.«

»Führen Sie die Herren,« sagte sie auf französisch zur jüngeren Schwester, »hierher,« – und sie trat mit dem Feldscher an einen Verwundeten heran.

»Komm! Was zögerst du?« sagte Koselzow zu Wolodja, der – die Augenbrauen mit einem leidenden Ausdruck hochgezogen,



nicht imstande, den Blick abzuwenden –  
auf die Verwundeten starrte; »komm doch!«

Wolodja folgte dem Bruder, sah sich aber  
fortwährend um und wiederholte unbewußt:

»Ach, mein Gott! Ach, mein Gott!«

»Er ist wohl noch nicht lange hier?« fragte  
die Schwester Koselzow, indem sie auf  
Wolodja deutete, der ihnen ächzend und  
seufzend durch den Korridor folgte.

»Eben erst angekommen.«

Die hübsche junge Schwester blickte  
Wolodja an und begann plötzlich zu  
weinen. »Mein Gott, mein Gott! wann wird  
das alles enden?« fragte sie im Tone der  
Verzweiflung. Sie betraten die  
Offiziersabteilung. Marzow lag auf dem  
Rücken, die sehnigen, bis zum Ellenbogen  
entblößten Arme über den Kopf  
zurückgeworfen, mit dem Gesichtsausdruck  
eines Menschen, der die Zähne  
zusammenbeißt, um nicht vor Schmerz zu

schreien. Der gesunde, mit einem Strumpf bekleidete Fuß war unter der Decke hervorgestreckt und man sah, wie die Zehen krampfhaft zuckten.

»Nun, wie geht es Ihnen?« fragte die Schwester, während sie mit ihren schlanken, zarten Fingern, an deren einem Wolodja einen goldenen Ring bemerkte, den etwas kahlen Kopf des Kranken hob und das Kissen zurechtrückte. »Sehen Sie, Ihre Kameraden sind zu Besuch gekommen.«

»Selbstverständlich hab' ich Schmerzen,« antwortete er ärgerlich: »lassen Sie doch, es ist gut so –« die Zehen im Strumpf bewegten sich noch schneller. »Guten Tag! Wie heißen Sie? Entschuldigen Sie –« wandte er sich an Koselzow, »ach ja, pardon! hier vergißt man alles!« sagte er, als der andere seinen Namen genannt hatte; »wir haben ja zusammen gewohnt,« und er blickte ohne jeden Ausdruck der Freude fragend auf Wolodja.

»Das ist mein Bruder, – heute erst aus Petersburg gekommen.«

»Hm! Und ich hab' mir also die volle Pension verdient –« sprach er, das Gesicht verziehend; »ach, wie das schmerzt! Ein schnelles Ende wäre besser!«

Er zog die Beine hoch, bewegte die Zehen noch schneller und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Man muß ihn allein lassen,« flüsterte die Schwester mit Tränen in den Augen, »es geht ihm schon sehr schlecht.«

Noch auf der Nordseite hatten die Brüder beschlossen, auf die fünfte Bastion zu gehen; aber als sie die Nikolajewsche Batterie verließen, entschlossen sie sich – als wenn sie wortlos übereingekommen wären, sich keiner unnützen Gefahr auszusetzen, – sich zu trennen.

»Aber wie wirst du dich zurechtfinden, Wolodja?« fragte der Ältere. »Übrigens,

Nikolajew kann dich in die Schiffsstraße führen, und ich gehe allein und komme morgen zu dir.«

Kein weiteres Wort fiel bei diesem letzten Abschied zweier Brüder.

\*

## **XI.**

Das Kanonengedonner dauerte mit gleicher Heftigkeit fort, aber die Katharinenstraße, durch welche Wolodja, vom schweigsamen Nikolajew gefolgt, dahinschritt, war leer und still. In der Finsternis sah er nur die breite Straße mit den weißen, an vielen Stellen zertrümmerten Mauern großer Häuser, und das Steintrottoir, auf dem er ging; hier und da begegnete er Soldaten und Offizieren. Als er auf der linken Seite an dem Admiralsgebäude vorbeiging, sah er beim Scheine eines hellen, hinter der Mauer brennenden Feuers die längs des Trottoirs stehenden Akazien, von grünen Stützstäben umringt, und die armseligen, verstaubten

Blätter dieser Akazien. Deutlich hörte er seine eigenen Schritte und die Nikolajews, der schwer atmend hinter ihm her ging. Er dachte an nichts Bestimmtes: die hübsche junge Schwester, Marzows Fuß mit den im Strumpf zuckenden Zehen, Bomben und verschiedene Gestalten des Todes zogen unklar durch seinen Sinn. Seine junge, eindrucksfähige Seele litt unter dem Gefühl der Einsamkeit und der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen sein Schicksal inmitten der Gefahren. »Ich werde fallen, werde Qualen erdulden, leiden, und niemand wird um mich weinen!« Und alles das statt des tatenreichen und selbstbewußten Heldendaseins, das er sich so herrlich ausgemalt hatte! Die Bomben pfffen und zerplatzten immer näher und näher, Nikolajew seufzte immer öfter, ohne jedoch das Schweigen zu brechen. Als sie über die Brücke gingen, die zur Schiffstraße führte, sah Wolodja, daß etwas nicht weit von ihnen mit Gepfeife in die Bucht flog, die violetten Wogen für eine Sekunde purpurn beleuchtete, verschwand und dann hoch aufspritzend wieder auftauchte.

»Sieh' mal an, die ist nicht krepirt!« sagte Nikolajew heiser.

»Ja,« antwortete Wolodja, und seine Stimme nahm unwillkürlich und für ihn selbst unerwartet einen dünnen, piepsenden Klang an.

Sie begegneten Tragbahren mit Verwundeten und wieder Regimentswagen mit Schanzkörben; in der Schiffstraße kam ihnen ein Regiment entgegen; Reiter ritten vorüber. Einer von ihnen war ein von einem Kosaken begleiteter Offizier. Er ritt im Trabe, hielt aber, als er Wolodja bemerkte, vor ihm an, blickte ihm aufmerksam ins Gesicht, wandte sich ab, gab seinem Pferde einen Schlag mit der Gerte und ritt weiter. »Allein, allein! Allen ist's gleichgültig, ob ich auf der Welt bin oder nicht,« dachte der Jüngling und hatte ernstlich Lust zu weinen.

Er schritt bergauf, an einer hohen, weißen Mauer vorbei, und bog in eine Straße ein, zu deren Seiten zertrümmerte, unaufhörlich

von Bomben beleuchtete kleine Häuschen zu sehen waren.

Das Herz krampfte sich dem armen Jungen immer mehr und mehr zusammen; und am dunklen Horizont flammten die Blitze immer häufiger auf, und immer häufiger pfffen und platzten die Bomben um ihn her. Nikolajew seufzte auf und begann plötzlich mit – wie es Wolodja schien – erschreckter, gedämpfter Stimme:

»Und da hat man sich beeilt, aus dem Gouvernement herzukommen, ist gefahren und gefahren. Hat sich was mit der Eile!«

»Ja, aber wenn mein Bruder doch wieder gesund ist!« antwortete Wolodja in der Hoffnung, wenigstens durch ein Gespräch das entsetzliche Gefühl zu verscheuchen, das sich seiner bemächtigt hatte.

»Gesund! Was ist das für eine Gesundheit, wenn er noch ganz krank ist! Auch für manchen wirklich Gesunden wär's heutzutage besser, im Lazarett zu bleiben.

Gibt's hier vielleicht viel Vergnügen, was? Arm oder Bein wird einem abgerissen, das ist alles! Schnell ist ein Unglück da! Hier in der Stadt ist's ja noch nicht so wie auf der Bastion, und dennoch ist's schon so schrecklich. Man tut nichts als beten, während man so dahingeht. So eine Bestie, wie sie an einem vorbeisaust!« fügte er hinzu, seine Aufmerksamkeit einem nahe vorbeifliegenden Bombensplitter zuwendend. »Jetzt,« fuhr Nikolajew fort, »hat man mir befohlen, Euer Wohlgeboren zu begleiten. Na, unsere Sache ist ja, auszuführen, was einem befohlen wird: aber der Wagen ist nun dem ersten besten Soldaten anvertraut worden, und das Bündel ist offen. Geh nur, geh, – wenn aber etwas an Sachen verloren geht, ist Nikolajew verantwortlich!«

Nach einigen weiteren Schritten gelangten sie auf einen Platz. Nikolajew schwieg und seufzte.

»Dort steht Ihre Artillerie, Euer Wohlgeboren,« sagte er plötzlich, »fragen



Sie den Wachposten, er wird Ihnen den Weg zeigen.«

Und als Wolodja noch ein paar Schritte vorwärts gegangen war, hörte er Nikolajews Seufzen nicht mehr hinter sich.

Er fühlte sich mit einem Male vollständig allein. Dieses Bewußtsein der Einsamkeit in der Gefahr, vor dem Tode, wie er meinte, legte sich ihm wie ein entsetzlich schwerer, kalter Stein auf das Herz. Er blieb mitten auf dem Platze stehen, blickte sich um, ob ihn nicht jemand sehe, griff sich an den Kopf und dachte und sprach mit Entsetzen: »Herrgott, bin ich denn ein Feigling, ein gemeiner, abscheulicher, nichtswürdiger Feigling? – Für das Vaterland, für den Zaren, für den zu sterben ich noch vor kurzem mit Wonne bereit war? Nein! Ich bin ein unglückseliges, erbärmliches Geschöpf!« Und mit dem aufrichtigen Gefühl der Verzweiflung und der Selbstenttäuschung fragte Wolodja die Schildwache nach der Wohnung des

Batteriechefs und entfernte sich in der Richtung, die der Posten ihm wies.

\*

## **XII.**

Die Wohnung des Batteriekommandanten war ein kleines, zweistöckiges Haus mit dem Eingang von der Hofseite. Durch ein mit Papier verklebtes Fenster schimmerte ein schwacher Lichtschein. Ein Offiziersbursche saß auf der Vortreppe und rauchte seine Pfeife. Er meldete Wolodja dem Batteriechef und führte ihn ins Zimmer. Im Zimmer stand zwischen zwei Fenstern unter einem zerbrochenen Spiegel ein mit amtlichen Papieren bedeckter Tisch, ferner sah man einige Stühle und ein eisernes, sauber aufgebettetes Bett mit einem kleinen Teppich davor.

Dicht an der Tür stand ein hübscher Mann mit starkem Schnurrbart, – der Feldwebel, – mit Seitengewehr und einem Mantel, auf dem ein Kreuz und die Medaille für den

ungarischen Feldzug hingen. In der Mitte des Zimmers ging ein mittelgroßer, etwa vierzigjähriger Stabsoffizier mit verbundener, geschwollener Wange und in einem feinen, alten Mantel auf und nieder.

»Habe die Ehre, mich zu melden; zur fünften Leichten abkommandiert, Fähnrich Koselzow II.,« sagte Wolodja beim Eintritt die eingelernte Phrase her.

Der Batteriechef beantwortete trocken den Gruß und forderte Wolodja – ohne ihm die Hand zu reichen – auf, Platz zu nehmen.

Wolodja ließ sich schüchtern auf einen Stuhl neben dem Schreibtisch nieder und begann mit einer Schere zu spielen, die ihm unter die Finger kam. Der Batteriechef ging, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, nur hier und da einen Blick auf die mit der Schere spielende Hand werfend, schweigend im Zimmer auf und ab, mit dem Gesichtsausdruck eines Menschen, der sich an etwas zu erinnern sucht.

Der Batteriechef war ein ziemlich dicker Mann mit einer großen Glatze am Hinterkopfe, dichtem, herunterhängendem und den Mund verdeckendem Schnurrbart und sympathischen braunen Augen. Seine Hände waren schön, rein und rundlich, seine kleinen, stark nach auswärts gedrehten Füße traten sicher und etwas stutzerhaft auf und schienen dadurch anzudeuten, daß der Batteriechef kein schüchterner Mensch war.

»Ja,« sagte er, indem er vor dem Feldwebel stehen blieb, »den Geschützpferden wird man von morgen an je eine Maß mehr geben müssen, sie werden uns sonst zu mager. Was meinst du?«

»Warum nicht, Euer Hochwohlgeboren, man kann ihnen schon mehr geben. Der Hafer ist jetzt billiger geworden,« antwortete der Feldwebel, wobei er die Finger der Hände bewegte, die er an den Hosennähten hielt, die aber offenbar seine Worte durch Gebärdenspiel zu unterstützen liebten. »Unser Fourageur Frantschuk hat

mir gestern auch noch aus dem Train geschrieben, Euer Hochwohlgeboren, wir sollten dort unbedingt Spreu kaufen, man sagt, sie soll billiger sein. Was belieben Sie zu befehlen?«

»Na ja, er soll nur kaufen, er hat ja Geld.« Und der Batteriechef begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen. »Und wo haben Sie Ihre Sachen?« fragte er plötzlich und blieb vor Wolodja stehen.

Der arme Wolodja war so beherrscht von dem Gedanken, er sei ein Feigling, daß er aus jedem Blick, aus jedem Wort Verachtung gegen sich, den erbärmlichen Feigling, herauslas. Es schien ihm, als habe der Batteriechef sein Geheimnis schon durchschaut und als spotte er seiner. Er antwortete verwirrt, seine Sachen seien auf der Grafskaja und sein Bruder habe versprochen, sie ihm morgen zuzustellen.

Der Oberst aber hörte gar nicht mehr auf ihn, sondern fragte den Feldwebel:

»Wo könnten wir den Fähnrich unterbringen?«

»Den Fähnrich?« wiederholte der Feldwebel und vergrößerte Wolodjas Verlegenheit durch den Blick, mit dem er ihn überflog und der die Frage auszudrücken schien: »Was ist das für ein Fähnrich?«

»Ja, Euer Hochwohlgeboren,« fuhr er nach kurzem Nachdenken fort, »unten beim Stabskapitän können Seine Wohlgeboren sich einquartieren; der Stabskapitän sind jetzt auf der Bastion, folglich ist das Bett leer.«

»So nehmen Sie vielleicht vorläufig fürlieb?« fragte der Batteriechef; »Sie sind gewiß müde, denke ich, und morgen richten wir's dann besser ein.«

Wolodja stand auf und verbeugte sich. Als er sich schon der Tür näherte, fragte der Batteriechef: »Möchten Sie nicht Tee

haben? Man kann den Ssamowar aufstellen.«

Wolodja verneigte sich und ging hinaus. Der Bursche des Obersten führte ihn nach unten in ein kahles, schmutziges Zimmer, in dem allerlei Gerümpel umherlag und ein eisernes Bett ohne Bettwäsche und Decke stand. Auf diesem Bett schlief, mit einem dicken Mantel zugedeckt, ein Mensch in einem rosa Hemde. Wolodja hielt ihn für einen Soldaten.

»Peter Nikolajewitsch!« rief der Bursche, indem er den Schlafenden an der Schulter rüttelte; »hier werden sich der Fähnrich niederlegen. Das ist unser Junker,« fügte er zum Fähnrich gewandt hinzu.

»Ach bitte, lassen Sie sich nicht stören!« sagte Wolodja, doch der Junker, ein großer, starker junger Mann mit hübschem, aber sehr dummem Gesicht, erhob sich vom Bette, warf seinen Mantel um die Schultern und ging, augenscheinlich noch nicht recht wach, aus dem Zimmer.

»Macht nichts, ich leg' mich draußen nieder,« brummte er.

\*

### **XIII.**

Als Wolodja mit seinen Gedanken allein geblieben war, war sein erstes Gefühl das Entsetzen über den wirren, trostlosen Zustand, in dem seine Seele sich befand. Er hatte den Wunsch, einzuschlafen und seine ganze Umgebung, und vor allem sich selbst, zu vergessen. Er löschte das Licht, legte sich auf das Bett und zog seinen Mantel über den Kopf aus Angst vor dem Dunkeln, die ihn noch von seiner Kindheit her verfolgte. Plötzlich aber kam ihm der Gedanke, eine Bombe werde geflogen kommen, werde das Dach durchschlagen und ihn töten. Er lauschte: grade über ihm klangen die Schritte des Batteriechefs.

»Übrigens,« dachte er, »wenn auch eine geflogen käme, so würde sie zuerst oben treffen und dann erst mich, also wenigstens



nicht mich allein.« Dieser Gedanke beruhigte ihn etwas und er begann einzuschlummern. »Wie aber, wenn plötzlich in der Nacht Sewastopol genommen wird und die Franzosen hier eindringen? Womit werde ich mich verteidigen?« Er stand wieder auf und ging im Zimmer umher. Die Angst vor der tatsächlichen Gefahr hatte die geheimnisvolle Furcht vor der Finsternis vertrieben. Außer einem Sattel und einem Ssamowar war im Zimmer nichts Festes zu finden. »Ich bin ein Elender, ein Feigling, ein gemeiner Feigling,« dachte er plötzlich, und wieder überkam ihn das drückende Gefühl der Verachtung, ja sogar des Abscheus vor sich selbst. Er legte sich wieder nieder und bemühte sich, an gar nichts zu denken. Da tauchten unwillkürlich die Eindrücke des Tages in seiner Phantasie auf, begleitet von dem ununterbrochenen Getöse, das die Scheiben in dem einzigen Fenster klirren ließ, und erinnerte ihn wieder an die Gefahr: bald sah er im Geiste Verwundete und Blut, bald Bomben und Splitter, die ins Zimmer zu fliegen

schienen, bald die hübsche barmherzige Schwester, die ihm, dem Sterbenden, einen Verband anlegte und um seinetwillen weinte, bald seine Mutter, die ihn in die Kreisstadt begleitete und mit heißen Tränen vor dem wundertätigen Heiligenbilde betete, – und wieder schien es ihm unmöglich einzuschlafen. Plötzlich aber trat der Gedanke an Gott, den Allmächtigen, der alles bewirken und jedes Gebet erhören kann, klar vor seine Seele. Er kniete nieder, bekreuzigte sich und faltete die Hände genau so wie man ihn in der Kindheit beten gelehrt hatte. Diese Gebärde versetzte ihn mit einem Schlage in eine längst vergessene, glückliche Stimmung.

»Wenn ich sterben muß, wenn es sein muß, daß ich nicht mehr bin, so laß es geschehen, Herrgott,« dachte er, »laß es schnell geschehen! Bedarf es aber der Tapferkeit, der Festigkeit, die mir fehlen, so gib sie mir; bewahre mich vor Schande und Schmach, die ich nicht ertragen kann, und lehre mich, was ich zu tun habe, um deinen Willen zu erfüllen.«

Seine kindliche, verängstigte, kleinliche Seele erstarkte plötzlich, wurde mutig und hell und erblickte neue, weite, lichte Horizonte. Vieles noch dachte und empfand er in der kurzen Zeit, während welcher dieses Gefühl anhielt. Bald schlief er ruhig und sorglos ein, mitten unter dem fortdauernden Getöse des Bombardements und dem Klirren der Scheiben.

Großer Gott, du allein hast gehört und kennst die schlichten, aber inbrünstigen und verzweifelten Gebete der Unwissenheit, der dumpfen Reue, der Bitte um Heilung des Körpers und Erleuchtung der Seele, die von diesem entsetzlichen Orte des Todes zu dir emporstiegen, vom General angefangen, der einen Moment vorher an das Georgskreuz gedacht und plötzlich mit Bangen deine Nähe ahnt, bis zum einfachen Soldaten, der sich auf dem nackten Fußboden der Nikolajewschen Batterie niederwirft und dich anfleht, du mögest ihm im Jenseits die unbewußt vorhergeahnte Belohnung für alle seine Leiden geben!

\*

#### XIV.

Der ältere Koselzow hatte auf der Straße einen Soldaten seines Regiments getroffen und begab sich mit ihm zusammen direkt nach der fünften Bastion.

»Halten Sie sich an die Mauer, Euer Wohlgeboren,« sagte der Soldat.

»Warum?«

»Es ist gefährlich, Euer Wohlgeboren: da fliegt eine grade herüber,« erklärte der Soldat, indem er dem Pfeifen der vorbeifliegenden Kanonenkugeln lauschte, die jenseits der Straße auf dem trockenen Boden aufschlugen.

Koselzow ging, ohne auf den Soldaten zu hören, tapfer in der Mitte der Straße.

Es waren dieselben Straßen, dasselbe, nur noch häufigere Feuern, dasselbe Stöhnen,

das Vorübertragen der Verwundeten und dieselben Batterien, Brustwehren und Laufgräben wie im Frühling, als er in Sewastopol gewesen war; aber das alles war jetzt, er wußte nicht recht warum, noch trauriger und zugleich ausdrucksvoller; es gab noch mehr zertrümmerte Häuser, in den Fenstern sah man nirgends mehr Licht, außer in Kuschtschins Haus, dem Lazarett. Man traf keine Frauen auf der Straße, kurz, auf allem lag nicht mehr der frühere Charakter der Gewohnheit und Sorglosigkeit, sondern der Stempel der bangen Erwartung und Müdigkeit.

Doch da ist schon der letzte Laufgraben, da tönt auch die Stimme eines Soldaten vom P.-Regiment, der seinen früheren Kompagniechef erkannt hat, und da steht auch schon das dritte Bataillon in der Dunkelheit an die Mauer gedrückt, hier und da für einen Augenblick durch Schüsse beleuchtet und seine Gegenwart durch gedämpftes Gespräch und Klirren der Gewehre verratend.

»Wo ist der Regimentskommandant?«  
fragte Koselzow.

»In der Blindage bei den Seeleuten, Euer Wohlgeboren,« antwortete ein diensteifriger Soldat, »bitte, ich führe Sie hin.«

Von Laufgraben zu Laufgraben geleitete der Soldat Koselzow zu einer kleinen Vertiefung. In dieser Vertiefung saß ein Matrose und rauchte seine Pfeife; hinter ihm sah man eine Tür, durch deren Ritze ein Lichtschein drang.

»Darf man hinein?«

»Ich werde sogleich melden!« und der Soldat verschwand in der Tür, hinter welcher zwei Stimmen zu hören waren.

»Wenn Preußen die Neutralität bewahrt,« sagte die eine Stimme, »so wird auch Österreich –«

»Was kann Österreich,« sagte die andere, »wenn die slawischen Völker – – laß

eintreten.«

Koselzow war noch nie in dieser Blindage gewesen. Sie überraschte ihn durch einen Anflug von Luxus. Der Fußboden war parkettiert, die Tür durch Wandschirme verdeckt; an den Wänden standen zwei Betten, in einer Ecke sah man ein großes Bild der Muttergottes in goldenem Gewande, und davor brannte ein rosa Lämpchen. Auf einem der Betten schlief ein Marineoffizier vollständig angekleidet; auf dem andern saßen vor einem Tisch, auf welchem zwei halbvolle Flaschen Wein standen, der neue Regimentschef und sein Adjutant im Gespräch. Obgleich Koselzow durchaus kein Feigling war und sich weder vor der Regierung noch vor dem Regimentskommandanten irgend etwas hatte zuschulden kommen lassen, wurde ihm doch unbehaglich zumute beim Anblick des Obersten, der vor kurzem noch sein Kamerad gewesen war: so hochmütig erhob sich dieser Oberst, um ihn anzuhören. »Seltsam,« dachte Koselzow, während er seinen Kommandanten ansah, »nur sieben

Wochen sind es, daß er das Regiment bekommen hat, und wie deutlich zeigt sich schon in seiner ganzen Umgebung, in seiner Kleidung, seiner Haltung, seinem Blick, die Macht des Regimentschefs! Wie lange ist's denn her, daß dieser selbe Batrischtschew noch mit uns gezecht, an Wochentagen ein dunkles Kattunhemd getragen, und, ohne jemand zu sich einzuladen, nichts anderes als Rindfleisch und Quarkpastetchen gegessen hat, und jetzt? Im Blick dieser Ausdruck kalten Hochmutes, der zu sagen scheint: wenn ich auch als Regimentschef neuer Schule dein Kamerad bin, glaube mir, ich weiß, wie gern du dein halbes Leben hingeben würdest, nur um an meiner Stelle zu sein.«

»Sie haben sich recht lange kurieren lassen,« sagte der Oberst kalt zu Koselzow und blickte ihn an.

»Ich war krank, Oberst, auch jetzt noch ist die Wunde nicht ganz geschlossen.«



»Dann hätten Sie noch nicht kommen sollen,« meinte der Oberst mit einem mißtrauischen Blick auf die volle Gestalt des Offiziers, »Sie können aber doch den Dienst versehen?«

»Natürlich, das kann ich.«

»Nun, das freut mich. So übernehmen Sie vom Fähnrich Saizew die neunte Kompanie – ihre frühere. Sie werden sogleich die Ordre bekommen.«

»Zu Befehl.«

»Haben Sie die Güte, wenn Sie fortgehen, den Regimentsadjutanten zu mir zu schicken,« schloß der Oberst, indem er durch eine leichte Verbeugung zu verstehen gab, daß die Audienz beendet sei.

Als Koselzow aus der Blindage heraustrat, brummte er etwas vor sich hin und zog die Schultern hoch, als empfinde er über irgend etwas Schmerz, Ärger oder Unbehagen; er ärgerte sich nicht etwa über den

Regimentschef (dazu war kein Grund vorhanden), aber er war gewissermaßen unzufrieden mit sich selbst und mit allem, was ihn umgab.

\*

## XV.

Bevor Koselzow zu den Offizieren ging, wollte er seine Kompagnie begrüßen und sehen, wo sie stand. Die aus Schanzkörben aufgeworfenen Brustwehren, die Anlage der Laufgräben, die Kanonen, an denen er vorbeiging, ja sogar die Bombensplitter und die Kugeln, über die er unterwegs stolperte, – alles das, unaufhörlich durch das Feuer der Schüsse beleuchtet, war ihm wohlbekannt; es hatte sich vor drei Monaten, während der zwei Wochen, die er ununterbrochen auf dieser selben Bastion zugebracht hatte, seinem Gedächtnis lebhaft eingeprägt. Obgleich die Erinnerung daran viel Schreckliches in sich barg, war sie doch gewissermaßen vom Zauber der

Vergangenheit umhüllt, und mit Vergnügen – als wären die hier verbrachten zwei Wochen angenehm gewesen – erkannte Koselzow die bekannten Orte und Gegenstände. Die Kompagnie hatte ihren Platz an der Schutzwand gegen die sechste Bastion zu.

Koselzow betrat eine lange, von der Eingangsseite ganz offene Blindage, in welcher, wie man ihm sagte, die neunte Kompagnie stand, und die so voll von Soldaten war, daß man buchstäblich keinen fußbreit freien Platz entdecken konnte. An der einen Seite brannte eine schiefe Talgkerze, die ein liegender Soldat hielt, um ein Buch zu beleuchten, aus dem ein anderer Soldat buchstabierend vorlas. Rund um das Licht tauchten aus dem trüben Halbdunkel der Blindage Köpfe von Soldaten auf, die dem Lesenden gespannt zuhörten. Das Buch war eine Fibel. Beim Eintritt in die Blindage hörte Koselzow folgendes:

»Ge—bet nach dem Un—ter—richt. Ich dan—  
ke dir, Schöpfer —«

»Putzt doch das Licht!« rief eine Stimme.  
»Das Buch ist famos!« — »Mein — Gott —«  
fuhr der Lesende fort.

Als Koselzow nach dem Feldwebel fragte,  
verstummt der Vorleser, die Soldaten  
bewegten sich, husteten, schnäuzten sich,  
wie das immer nach anhaltendem  
Schweigen zu sein pflegt; der Feldwebel  
erhob sich, seinen Rock zuknöpfend, aus  
der Gruppe, die den Vorleser in ihrer Mitte  
hatte, und trat, über die Füße und auf den  
Füßen derer schreitend, die ihre Beine  
nirgends mehr hinstrecken konnten, zu dem  
Offizier.

»Guten Tag, Bruder! Ist das alles unsere  
Kompagnie?«

»Gesundheit zu wünschen, Euer  
Wohlgeboren! wir gratulieren zur  
Ankunft!« erwiderte der Feldwebel,  
während er Koselzow vergnügt und

freundlich anblickte; »wie steht es mit Ihrer Gesundheit, Euer Wohlgeboren? Na, Gott sei Dank! Wir haben Sie schon sehr vermißt!«

Man sah sofort, daß Koselzow bei der Kompagnie beliebt war.

Im Hintergrunde der Blindage ertönten Stimmen: »Der frühere Kompagniechef ist wieder da, der verwundet war, Koselzow, Michael Ssemjonowitsch!« und so weiter. Einige Soldaten kamen sogar zu ihm, und der Trommler begrüßte ihn.

»Guten Tag, Obantschuk,« sagte Koselzow, »unverletzt? – Guten Tag, Kinder!« rief er dann mit erhobener Stimme.

»Gesundheit wünschen wir!« erklang es tosend in der Blindage.

»Wie geht's euch, Jungens?«

»Schlecht, Euer Wohlgeboren, der Franzose kriegt uns unter! Er feuert arg hinter den

Schanzen hervor, kommt aber nicht ins freie Feld heraus.«

»Vielleicht schenkt Gott mir das Glück, daß er auch ins Feld kommt, Jungens!« sagte Koselzow; »für euch und für mich wär's ja nicht das erste Mal, – wir werden ihn wieder verprügeln!«

»Stets bereit, Euer Wohlgeboren!« riefen einige Stimmen.

»Na, der ist wirklich tapfer,« sagte jemand.

»Furchtbar tapfer!« bestätigte der Trommler, nicht laut, aber so, daß man's hören konnte, einem andern Soldaten, als wollte er die Worte des Kompagniechefs rechtfertigen und den Kameraden überzeugen, daß in diesen Worten nichts Prahlerisches oder Unwahrscheinliches liege.

Von den Soldaten ging Koselzow in die Kaserne beim Defensionswinkel, zu seinen Kameraden, den Offizieren.

\*

## XVI.

In dem großen Zimmer der Kaserne waren eine Unmenge Leute: Marine-, Artillerie- und Infanterieoffiziere. Die einen schliefen, die andern plauderten, auf dem Pulverkasten und der Lafette einer Festungskanone sitzend, die dritten, die die größte und lauteste Gruppe bildeten, saßen hinter einem Gewölbebogen auf dem Fußboden auf zwei ausgebreiteten Filzmänteln, tranken Porter und spielten Karten.

»Ah, Koselzow! Koselzow! Gut, daß du da bist! braver Kerl! Was macht die Wunde?« ertönte es von allen Seiten. Und auch hier zeigte es sich gleich, daß man ihn gern hatte und sich über seine Ankunft freute.

Koselzow schüttelte seinen Bekannten die Hand und gesellte sich der lärmenden Gruppe der kartenspielenden Offiziere zu. Unter ihnen befanden sich auch Bekannte

von ihm. Ein hübscher, magerer, brünetter Mann mit langer, dünner Nase und großem Schnurrbart hielt die Bank mit seinen weißen, mageren Fingern, auf deren einem sich ein großer Ring mit einem Wappen befand. Er warf die Karten gerade und nachlässig vor sich hin; man merkte ihm an, daß er erregt war, aber sorglos erscheinen wollte. Rechts von ihm lag, auf den Ellbogen gestützt, ein grauköpfiger Major, der mit affektiertem Gleichmut je einen halben Rubel setzte und immer sofort zahlte. Links hockte ein hübscher junger Offizier mit schweißbedecktem Gesicht, der gezwungen lächelte und scherzte. Wenn seine Karte an die Reihe kam, bewegte er die eine Hand beständig in der leeren Hosentasche. Er setzte hoch, hatte aber augenscheinlich kein bares Geld mehr, und das eben ärgerte den hübschen brünetten Herrn. Ein kahlköpfiger, magerer und blasser Offizier mit großer Nase und großem Munde ging im Zimmer auf und ab, hielt eine Menge Banknoten in der Hand, spielte stets *va banque* mit barem Gelde und gewann immer.



Koselzow trank einen Schnaps und setzte sich zu den Spielern.

»Pointieren Sie mit, Michael Ssemjonowitsch,« sagte der Bankhalter zu ihm, »ich denke, Sie haben eine Unmenge Geld mitgebracht?«

»Woher sollte ich's haben? Im Gegenteil, ich hab' das letzte in der Stadt gelassen!«

»Ach was! Sie haben doch gewiß in Simferopol einem etwas abgenommen!«

»Wirklich, nur wenig!« sagte Koselzow, wünschte aber offenbar gar nicht, daß man ihm Glauben schenkte, knöpfte den Rock auf und nahm die alten Karten in die Hand.

»Versuchen kann man's ja: der Teufel treibt oft sonderbare Scherze! Und auch die Mücke kann, wie Sie wissen, mancherlei ausrichten. Man muß sich nur ein wenig Mut trinken!«

Und in kurzer Zeit hatte Koselzow,  
nachdem er einen zweiten Schnaps und  
einige Glas Porter getrunken hatte, seine  
letzten drei Rubel verspielt.

Der kleine schwitzende Offizier war bereits  
mit hundertfünfzig Rubeln in der Kreide.

»Nein, ich hab' kein Glück!« sagte er,  
nachlässig nach einer neuen Karte greifend.

»Bitte zu bezahlen,« sprach der Bankhalter,  
indem er einen Moment innehielt und ihn  
anblickte.

»Erlauben Sie mir, es morgen zu zahlen,«  
erwiderte der schwitzende Offizier, stand  
auf und bewegte die Hand noch schneller in  
der leeren Tasche.

»Hm!« brummte der Bankhalter, und  
führte, die Karten ärgerlich nach rechts und  
nach links werfend, das Spiel. Dann legte er  
die Karten hin und sagte: »Aber das geht  
doch nicht an! Ich höre auf. Das geht nicht

an, Sachar Iwanowitsch! Wir haben auf bar gespielt und nicht auf Kreide.«

»Trauen Sie mir vielleicht nicht, was? Das ist doch wirklich merkwürdig!«

»Von wem bekomme ich mein Geld?«  
brummte der Major, der etwa acht Rubel gewonnen hatte; »ich hab' schon mehr als zwanzig Rubel hingelegt, jetzt hab' ich gewonnen – und bekomme nichts!«

»Wie soll ich denn zahlen,« fragte der Bankhalter, wenn kein Geld auf dem Tische liegt?«

»Was geht das mich an?« schrie der Major, und stand auf, »ich spiele mit Ihnen und nicht mit dem da!«

Der schwitzende Offizier ereiferte sich plötzlich: »Ich hab' gesagt, daß ich morgen bezahle, wie können Sie sich also unterstehen, mir Grobheiten zu sagen?«

»Ich sage, was ich will! So handelt man nicht, – das ist's!« schrie der Major.

»Genug, genug! Feodor Feodorowitsch!« sprachen alle durcheinander, den Major zurückhaltend.

Doch senken wir schnell den Vorhang vor dieser Szene. Morgen vielleicht – oder auch noch heute – wird jeder einzelne dieser Männer stolz und guten Muts dem Tode entgegengehen und standhaft und ruhig sterben; aber der einzige Lebensgenuß in Verhältnissen, welche die kühlsche Einbildungskraft entsetzen, ans Unmenschliche streifen und keine Aussicht auf Besserung lassen, – der einzige Genuß in solchen Verhältnissen ist das Vergessen, die Vernichtung des Bewußtseins. Auf dem Grunde der Seele eines jeden schlummert der edle Funke, der aus ihm einen Helden machen kann; dieser Funke wird des hellen Leuchtens müde, – wenn aber die Schicksalsstunde schlägt, lodert er zur Flamme auf und beleuchtet große Taten.

\*

## XVII.

Am nächsten Tage wurde das Bombardement mit gleicher Heftigkeit fortgesetzt. Gegen 11 Uhr vormittags saß Wolodja Koselzow im Kreise der Batterieoffiziere und betrachtete die fremden Gesichter, an die er sich schon ein wenig gewöhnt hatte, beobachtete, fragte und erzählte. Das bescheidene, gewissermaßen auf Gelehrsamkeit Anspruch machende Gespräch der Artillerieoffiziere flößte ihm Achtung ein und gefiel ihm. Andererseits gewann sein schamhaftes, unschuldiges und hübsches Äußere ihm das Wohlwollen der Offiziere. Der älteste Offizier der Batterie, ein Kapitän, – ein Mann von mittlerem Wuchs mit rötlichem Haar, das auf dem Wirbel einen Schopf bildete und an den Schläfen glatt lag, der nach den alten Traditionen der Artillerie erzogen war, ein Damenfreund und angeblich ein Gelehrter, – fragte

Wolodja nach seinen Kenntnissen in der Artillerie und nach neuen Erfindungen, zog ihn freundschaftlich mit seinem hübschen Gesichtchen und seiner Jugend auf, und behandelte ihn überhaupt wie ein Vater seinen Sohn, was Wolodja sehr wohltat. Unterleutnant Djadenko, ein junger Offizier, der mit kleinrussischem Akzent sprach, einen zerrissenen Mantel und verwühltes Haar hatte, sprach zwar sehr laut, fiel durch schroffe Bewegungen auf und war immer auf der Suche nach einer Gelegenheit zu hitzigem Streite, gefiel aber trotzdem Wolodja, der unter dieser rauhen Außenseite in ihm einen prächtigen, außerordentlich gutmütigen Menschen erkannte. Djadenko bot Wolodja fortwährend seine Dienste an und erklärte ihm, daß alle Geschütze in Sewastopol nicht vorschriftsmäßig aufgestellt seien. Leutnant Tschernowitzkij mit den hochgezogenen Brauen gefiel Wolodja nicht, obgleich er höflicher war als alle andern, einen ziemlich saubern, wenn auch nicht neuen, so doch sorgfältig geflickten Rock trug und auf seiner Atlasweste eine

goldene Uhrkette sehen ließ. Er erkundigte sich, was der Kaiser und der Kriegsminister machen, erzählte mit erkünstelter Begeisterung von den Heldentaten, die in Sewastopol verrichtet worden waren, bedauerte, daß es so wenig wahre Patrioten gebe, und verriet überhaupt viel Kenntnisse, Verstand und vornehmes Empfinden; aber alles das erschien Wolodja, er wußte selbst nicht, warum, unsympathisch und unnatürlich. Und was die Hauptsache war: er bemerkte, daß die andern Offiziere fast gar nicht mit Tschernowitzkij sprachen. Junker Wlang, der gestern um seinetwillen aufgeweckt worden war, war auch da. Er sprach nicht, sondern saß bescheiden in einer Ecke, lachte, wenn etwas Komisches erzählt wurde, erinnerte die andern an das, was sie vergaßen, reichte Schnaps umher und drehte Zigaretten für alle Offiziere. Ob das bescheidene, höfliche Wesen Wolodjas, der ihn genau so behandelte wie die Offiziere und nicht wie einen dummen Jungen, oder sein angenehmes Äußere »Wlanga« (wie die Soldaten ihn nannten, indem sie aus

seinem Namen ein Femininum bildeten) so fesselte – jedenfalls wandte er seine guten großen Augen nicht vom Gesicht des neuen Offiziers, erriet alle seine Wünsche und kam ihnen zuvor, und befand sich die ganze Zeit in einer Art Liebesextase, welche die Offiziere natürlich bemerkten und belachten.

Vor dem Mittagessen wurde der Stabskapitän von der Bastion abgelöst und schloß sich ihrer Gesellschaft an. Stabskapitän Kraut war ein blonder, hübscher, lebhafter Offizier, mit großem rotem Backen- und Schnurrbart; er sprach das Russische vorzüglich, aber zu hübsch und regelrecht für einen Russen. Im Dienst und im Leben war er ganz wie in seiner Sprache: ein tadelloser Offizier, ein prächtiger Kamerad, der zuverlässigste Mann in Geldangelegenheiten; aber als Mensch an sich fehlte ihm etwas, grade weil nichts an ihm auszusetzen war. Wie alle Deutschrussen war er in seltsamem Gegensatz zu den idealen echten Deutschen in höchstem Grade praktisch.



»Da ist er, unser Held!« sagte der Kapitän, als Kraut mit den Armen schwenkend und sporenklingend ins Zimmer trat. »Was wünschen Sie, Friedrich Christianowitsch, Tee oder Schnaps?«

»Ich habe schon befohlen, mir ein Teechen zu bereiten,« antwortete er, »aber ein Schnäpschen kann man sich ja inzwischen als Herzensstärkung gönnen. Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen; bitte uns Liebe und Gunst zu erweisen,« sagte er zu Wolodja, der aufgestanden war und sich verneigt hatte, »Stabskapitän Kraut. Ein Feuerwerker hat mir auf der Bastion erzählt, daß Sie schon gestern eingetroffen sind.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihr Bett: ich hab' darin geschlafen.«

»Wenn Sie nur gut geruht haben? Der eine Fuß ist abgebrochen, und es ist niemand da, der's reparieren könnte, – wir sind eben im Belagerungszustande! – man muß immer was unterlegen.«

»Na, haben Sie glücklich zu Ende dejouriert?« fragte Djadenko.

»Ja, es geht; nur Skworzow hat was abbekommen, und eine Lafettenwand ist gestern in Trümmer geschossen worden.«

Er stand auf und begann hin und her zu gehen; man merkte es ihm an, daß er sich ganz dem Einfluß der angenehmen Gewißheit hingab, soeben einer Gefahr entronnen zu sein.

»Na, Dmitrij Gawrilowitsch,« sagte er und klopfte dem Kapitän aufs Knie, »wie geht es, Väterchen? Was ist's mit Ihren Avancementsvorschlägen? Noch keine Antwort?«

»Noch nichts.«

»Und es kommt auch nichts,« sagte Djadenko, »ich hab's Ihnen im vorhinein klar gemacht.«

»Warum sollte denn nichts kommen?«

»Weil die Relation nicht richtig abgefaßt war.«

»Ach, Sie Streithahn, Sie Streithahn!« rief Kraut mit lustigem Lächeln, »Sie sind der rechte, hartnäckige Kleinrusse! Aber warten Sie nur, Ihnen zum Trotz wird für Sie der Leutnant herauskommen!«

»Nein, gewiß nicht!«

»Wlang! bringen Sie mir doch mein Pfeifchen und stopfen Sie es mir,« rief Kraut, zum Junker gewandt, der sofort dienstbereit forteilte, die Pfeife zu holen.

Kraut brachte Leben in die Gesellschaft: er erzählte vom Bombardement, erkundigte sich, was in seiner Abwesenheit geschehen war, plauderte mit allen.

\*

## **XVIII.**

»Nun, haben Sie sich bei uns schon eingerichtet?« fragte Kraut Wolodja.

»Entschuldigen Sie, wie ist Ihr Vor- und Vatersname? Wissen Sie, bei uns in der Artillerie ist's einmal so Sitte. Haben Sie schon ein Reitpferdchen gekauft?«

»Nein,« antwortete Wolodja, »ich weiß nicht, was ich machen soll. Ich sagte schon dem Kapitän, – ich hab' kein Pferd und auch kein Geld, so lange ich nicht die Fourage- und Reisegelder bekomme. Ich will inzwischen den Batteriechef um ein Pferd bitten, aber ich fürchte, daß er mir's abschlagen wird.«

»Apollon Ssergejewitsch?« er brachte mit den Lippen einen Laut hervor, der starken Zweifel ausdrückte, und blickte den Kapitän an, »kaum!«

»Was tut's? sagt er nein, so ist's auch kein Unglück,« meinte der Kapitän, »eigentlich braucht man hier überhaupt kein Pferd, aber man kann's ja versuchen; ich will ihn heute fragen.«

»Wie, kennen Sie ihn nicht?« mischte sich Djadenko ins Gespräch, »etwas anderes würde er abschlagen, aber das auf keinen Fall! Wollen Sie wetten?«

»Na ja, es ist ja bekannt, daß Sie immer widersprechen.«

»Ich widerspreche, weil ich weiß: in andern Dingen ist er geizig, aber das Pferd wird er hergeben, weil er von der Weigerung nichts hat.«

»Wie soll er nichts davon haben, wenn ihm hier der Hafer auf acht Rubel pro Pferd zu stehen kommt!« sagte Kraut, »er hat also einen Vorteil, wenn er keine überflüssigen Pferde hält.«

»Bitten Sie um den ›Staar‹, Wladimir Ssemjonowitsch,« sagte Wlang, der mit Krauts Pfeife zurückkam, »ein prächtiges Pferdchen!«

»Das, mit dem Sie in Ssoroki in den Graben gefallen sind, Wlanga, was?« bemerkte der

Stabskapitän.

»Ach, was sprechen Sie da von acht Rubeln pro Pferd,« fuhr Djadenko fort zu streiten, »wenn er seine Rechnung zu zehneinhalb macht! Gar keine Berechnung!«

»Das wäre schön, wenn ihm nichts übrig bliebe! Wenn Sie einmal Batteriechef sein werden, wird man nicht einmal ein Pferd bekommen, um in die Stadt zu reiten!«

»Wenn ich Batteriechef sein werde, Väterchen, werden meine Pferde je vier Maß Hafer fressen; ich werde keinen Profit machen, fürchten Sie nichts!«

»Wird man sehen, wird man sehen!« sagte der Stabskapitän, »Sie werden genau so handeln, und der da auch, wenn er eine Batterie befehligen wird,« fügte er hinzu, auf Wolodja deutend.

»Warum glauben Sie denn, Friedrich Christianowitsch, daß auch er wird Profit machen wollen?« mischte sich

Tschernowitzkij ein, »vielleicht hat er Vermögen, warum sollte er dann Vorteil suchen?«

»Nein, ich – entschuldigen Sie, Kapitän,« sagte Wolodja, bis über die Ohren errötend, »ich halte das für unehrenhaft.«

»Aha, wie der heikel ist!« rief Kraut.

»Das ist so – ich meine nur, wenn's nicht mein Geld ist, darf ich's nicht nehmen.«

»Ich will Ihnen was sagen, junger Mann,« begann der Stabskapitän in ernsterem Tone, »Sie müssen wissen: wenn Sie Batteriechef sind und Ihre Geschäfte richtig führen, – gut; um die Soldatenkost hat der Batteriechef sich nicht zu kümmern, das wird in der Artillerie von altersher so gehalten. Sind Sie aber ein schlechter Wirt, so behalten Sie nichts übrig. Nun haben Sie Ausgaben: erstens für das Beschlagen der Pferde (er bog einen Finger ein), zweitens für die Apotheke (er bog den zweiten Finger ein), drittens für die Kanzlei,

viertens zahlen Sie für die Handpferde je fünfhundert Rubel, Väterchen, Sie müssen ferner den Soldaten neue Kragen geben, die Kohlen kosten viel, die Offiziere müssen Sie beköstigen. Wenn Sie Batteriechef sind, müssen Sie auch anständig leben, Sie müssen einen Wagen haben, einen Pelz, und dies und das und jenes und noch zehnerlei. Was ist da noch viel zu reden!«

»Und das Wichtigste, Wladimir Ssemjonowitsch«, fiel der Kapitän ein, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, »ist dies: stellen Sie sich vor, daß zum Beispiel ein Mann wie ich zwanzig Jahre lang erst mit zwei-, dann mit dreihundert Rubeln Gage dient; soll man ihm für seinen Dienst nicht einmal ein Stück Brot im Alter geben?«

»Ach, was ist da zu reden!« begann der Stabskapitän wieder, »urteilen Sie nicht voreilig, leben und dienen Sie erst eine Weile.«

Wolodja schämte sich sehr, weil er so unüberlegt gesprochen hatte, er brummte



etwas vor sich hin und hörte dann schweigend zu, wie Djadenko in höchstem Eifer drauf los stritt und wieder das Gegenteil zu beweisen versuchte.

Der Streit wurde durch den Burschen des Obersten unterbrochen, der zu Tische bat.

»Sagen Sie heute Apollon Ssergejewitsch, er solle Wein hergeben,« sagte Tschernowitzkij, seinen Rock zuknöpfend, zum Kapitän; »was knausert er? Wenn wir erschossen werden, kriegt keiner was!«

»Sagen Sie's doch selbst.«

»O nein! Sie sind der älteste Offizier. Man muß immer Ordnung einhalten.«

\*

## **XIX.**

In dem Zimmer, in welchem Wolodja sich gestern beim Oberst gemeldet hatte, war der Tisch von der Wand gerückt und mit

einem schmutzigen Tischtuche bedeckt.  
Der Batteriechef reichte ihm heute die  
Hand und fragte ihn über Petersburg und  
seine Reise aus.

»Nun, meine Herren, wer Schnaps trinkt, –  
bitte sich zu bedienen! Die Fähnriche  
trinken keinen,« fügte er lächelnd hinzu.

Überhaupt zeigte er sich heute durchaus  
nicht so unfreundlich wie gestern, sondern  
machte vielmehr den Eindruck eines  
gutmütigen, gastfreundlichen Hausherrn  
und älteren Kameraden. Trotzdem bewiesen  
alle Offiziere, vom alten Kapitän bis zum  
Unterleutnant Djadenko, ihm die größte  
Achtung, die sich schon darin äußerte, wie  
sie ihm beim Sprechen in die Augen sahen,  
und wie sie bescheiden einer nach dem  
andern herantreten Nach russischer Sitte  
wird vor der eigentlichen Mahlzeit an  
einem Nebentische stehend ein kleiner  
Imbiß eingenommen, wobei Schnaps oder  
Likör getrunken wird. (Anm. d. Übers.), um  
einen Schnaps zu trinken.

Das Mittagsmahl bestand aus einer großen Portion Sauerkrautsuppe, in welcher Stücke fetten Rindfleisches und sehr viel Pfefferkörner und Lorbeerblätter schwammen, aus polnischen Würsten mit Senf und fleischgefüllten Klößen mit nicht ganz frischer Butter. Servietten fehlten, die Löffel waren aus Blech und aus Holz, nur zwei Gläser waren zu sehen und auf dem Tische stand nur eine Wasserkaraffe mit abgeschlagenem Halse; aber es herrschte keine Langeweile während der Mahlzeit: das Gespräch stockte keinen Augenblick. Zuerst war die Rede von der Schlacht bei Inkermann, an der die Batterie teilgenommen hatte; jeder schilderte seine Eindrücke, gab seiner Meinung über die Ursache des Mißerfolges Ausdruck und verstummte sofort, wenn der Batteriechef selbst zu sprechen begann; dann wandte sich das Gespräch begreiflicherweise der Unzulänglichkeit der Geschütze leichten Kalibers zu, den neuen leichteren Kanonen, wobei Wolodja Gelegenheit hatte, seine artilleristischen Kenntnisse zu zeigen. Bei der gegenwärtigen, entsetzlichen Lage

Sewastopols aber blieb das Gespräch nicht stehen; es war, als dächte jeder einzelne zu viel daran, um davon sprechen zu können. Auch von den Dienstpflichten, die Wolodja auf sich nehmen sollte, war zu seiner Verwunderung und zu seinem Schmerz gar nicht die Rede, als wenn er nur nach Sewastopol gekommen wäre, um vom leichten Geschütz zu erzählen und beim Batteriechef zu Mittag zu speisen. Während des Essens fiel in der Nähe des Hauses, in dem sie saßen, eine Bombe nieder. Der Fußboden und die Wände erzitterten wie bei einem Erdbeben und die Fenster wurden durch Pulverdampf verdunkelt.

»So etwas haben Sie in Petersburg wohl nicht erlebt, denke ich, hier aber gibt's derlei Überraschungen oft,« sagte der Batteriechef; »Wlang, sehen Sie nach, wo sie geplatzt ist.«

Wlang schaute hinaus und meldete: »Auf dem Platze,« und man sprach nicht mehr von der Bombe.

Kurz vor Schluß des Mittagmahles trat ein alter Mann, der Batterieschreiber, ins Zimmer und überreichte dem Kommandanten drei versiegelte Briefe:  
»Dieser hier ist sehr dringend, soeben hat ihn ein Kosak vom Oberbefehlshaber der Artillerie überbracht.«

Alle Offiziere blickten in ungeduldiger Erwartung auf die in solchen Sachen geübten Finger des Batteriechefs, die das Siegel erbrachen und das »sehr dringende« Schreiben herausnahmen. »Was kann das wohl sein?« fragte sich ein jeder. Es konnte der Befehl zum Ausmarsch aus Sewastopol sein, um auszurasen, es konnte aber auch die Berufung der ganzen Batterie auf die Bastionen sein.

»Schon wieder!« sagte der Kommandant, das Papier ärgerlich auf den Tisch werfend.

»Was ist's, Apollon Ssergejewitsch?« fragte der älteste Offizier.

»Es wird ein Offizier mit Bedienungsmannschaft verlangt für eine Mörserbatterie. Ich hab' ohnedies nur vier Offiziere und die Bedienungsmannschaft ist nicht mehr vollzählig,« brummte der Batteriechef, »und da verlangt man noch was von mir! Aber – einer muß dennoch gehen, meine Herren,« schloß er nach kurzem Schweigen, »die Ordre lautet: um sieben Uhr auf der Schanze sein. – Ruf' mir den Feldwebel! – Also wer geht, meine Herren? Entscheiden Sie!«

»Nun, er ist noch nirgends gewesen,« sagte Tschernowitzkij und zeigte auf Wolodja.

Der Batteriechef antwortete nicht.

»Ich gehe gern,« sagte Wolodja, während er fühlte, wie ihm der kalte Schweiß an Rücken und Hals hervortrat.

»Nein, warum?« fiel der Kapitän ein; »selbstverständlich wird sich niemand weigern, aber es ist auch kein Grund da, sich selbst anzubieten; und wenn Apollon

Ssergejewitsch die Entscheidung uns überläßt, so wollen wir losen, wie wir's neulich taten.«

Alle waren einverstanden. Kraut schnitt Papierstreifen, rollte sie zusammen und warf sie in eine Mütze. Der Kapitän machte Witze und entschloß sich sogar bei dieser Gelegenheit, den Oberst um Wein zu bitten, zur Vermehrung der Tapferkeit, wie er sagte. Djadenko blickte finster drein, Wolodja lächelte ohne Grund, Tschernowitzkij behauptete, es werde ganz gewiß ihn treffen. Kraut war völlig ruhig.

Wolodja sollte als erster ziehen. Er wählte ein langes Papierröllchen, doch dann kam er auf die Idee, es gegen ein anderes einzutauschen, das kürzer und dünner war, wickelte es aus und las: »Gehen«.

»Ich!« sagte er mit einem Seufzer.

»Nun, dann mit Gott! So bekommen Sie wenigstens gleich die Feuertaufe,« sagte der Batteriechef, indem er mit einem

gutmütigen Lächeln dem Fähnrich in das verlegene Gesicht blickte; »machen Sie sich nur bald fertig. Und damit Sie sich nicht langweilen, soll Wlang als Geschützfeuerwerker mit Ihnen gehen.«

\*

## XX.

Wlang war mit dieser Bestimmung ungemein zufrieden; er eilte fort, um sich fertig zu machen, kam angekleidet zurück, half Wolodja und redete ihm immerfort zu, er möge doch eine Schlafbank, einen Pelz, die »Vaterländischen Annalen«, die Spiritus-Kaffeemaschine und sonstige Überflüssigkeiten mitnehmen. Der Kapitän riet Wolodja, zunächst im »Handbuch für Artillerieoffiziere« von Bezaque über das Schießen aus Mörsern nachzulesen und sofort die Tabellen herauszuschreiben. Wolodja machte sich gleich ans Werk und bemerkte zu seiner freudigen Verwunderung, daß, obgleich die Furcht



vor der Gefahr und noch mehr davor, sich als Feigling zu zeigen, ihn noch etwas beunruhigte, dies doch lange nicht in dem Grade der Fall war, wie am Abend vorher. Der Grund hierfür lag zum Teil in den Eindrücken des Tages und in seiner Tätigkeit, zum Teil – und wohl hauptsächlich – darin, daß die Angst, wie überhaupt jedes starke Gefühl, nicht lange in gleicher Stärke andauern kann. Kurz, er hatte den Höhepunkt der Angst bereits glücklich überschritten. Gegen sieben Uhr, als die Sonne eben hinter der Nikolajewschen Kaserne verschwunden war, trat der Feldwebel ein und meldete, daß die Mannschaft bereit sei und warte.

»Ich hab' Wlanga das Namensverzeichnis gegeben; belieben Sie, es von ihm zu verlangen, Euer Wohlgeboren!« sagte er.

Etwa zwanzig Artilleriesoldaten mit Seitengewehren ohne Zubehör standen hinter der Ecke des Hauses. Wolodja ging mit dem Junker auf sie zu. »Soll ich eine kleine Rede halten? oder soll ich einfach

sagen: Guten Tag, Jungens! oder soll ich gar nichts sagen?« dachte er. »Aber warum sollte ich nicht sagen: Guten Tag, Jungens! Das muß sogar sein!« Und er rief keck mit seiner klangvollen jungen Stimme: »Guten Tag, Jungens!« Die Soldaten antworteten fröhlich, denn die jugendfrische Stimme tönte jedem angenehm in die Ohren. Wolodja schritt flott an der Spitze seiner Soldaten dahin, und obgleich sein Herz so klopfte, als wäre er einige Werst aus Leibeskräften gelaufen, war sein Gang leicht und sein Gesicht heiter. Als sie schon dicht vor dem Malachowhügel angelangt waren und bergaufwärts schritten, bemerkte Wolodja, daß Wlang, der keinen Schritt hinter ihm zurückblieb und der sich zu Hause so tapfer gezeigt hatte, beständig auswich oder den Kopf neigte, als wenn alle Bomben und Kugeln, die hier sehr oft vorbeipfiffen, direkt auf ihn zugeflogen kämen. Einige der Soldaten machten es wie er, überhaupt drückten ihre Gesichter, wenn auch nicht Furcht, so doch Unruhe aus. Diese Tatsachen beruhigten und ermutigten Wolodja endgültig.

»So bin denn auch ich auf dem Malachowhügel, den ich mir tausendmal schrecklicher vorgestellt habe! Und ich bringe es fertig, aufrecht zu gehen, ohne mich vor den Kugeln zu bücken, und ich fürchte mich sogar viel weniger als die andern! So bin ich also kein Feigling?« dachte er mit Vergnügen, ja mit einem gewissen Entzücken des Selbstbewußtseins.

Doch dieses Gefühl wurde bald erschüttert durch das Schauspiel, das sich ihm darbot, als er in der Dämmerung auf der Kornilowbatterie den Bastionschef suchte: vier Matrosen standen an der Brustwehr, hielten einen blutigen Leichnam, ohne Stiefel und ohne Mantel, an Armen und Beinen und schwenkten ihn hin und her, in der Absicht, ihn über die Brustwehr zu werfen. (Am zweiten Tage des Bombardements fand man nicht überall Zeit, die Leichen auf den Bastionen zu sammeln, und warf sie in die Gräben, damit sie auf den Batterien nicht im Wege seien.) Wolodja stand einen Augenblick wie versteinert, als er sah, wie der Leichnam

oben auf der Brustwehr aufschlug und dann in den Graben hinabrollte; doch zum Glück kam gerade der Bastionschef auf ihn zu, gab ihm die Ordre und ließ ihn durch einen Führer auf die Batterie und zur Mannschaftsblindage geleiten. Wir wollen hier nicht aufzählen, wieviel Gefahren, wieviel Enttäuschungen unser Held an diesem Abend noch durchmachte; wie er statt jener Art des Schießens, das auf dem Übungsfelde bei Wolkowo gelehrt wurde, – unter allen Bedingungen der Pünktlichkeit und Ordnung, die er auch hier anzutreffen hoffte, – zwei zerschlagene Mörser fand, von denen der eine an der Mündung von einer Kanonenkugel platt gedrückt war, während der andere auf den Trümmern einer zerschossenen Plattform stand; wie er bis zum Morgen keine Arbeiter auftreiben konnte, welche die Plattform ausgebessert hätten; wie kein einziges Geschöß das im »Handbuch« vorgeschriebene Gewicht hatte; wie zwei Soldaten seines Kommandos verwundet wurden, und wie er selbst wohl zwanzigmal um ein Haar dem Tode nahe war. Zum Glück war ihm ein

Konstabelsmaat von hünenhafter Größe als Gehilfe zugeteilt, ein Seemann, der von Anbeginn der Belagerung an mit den Mörsern zu tun hatte und ihn von der Möglichkeit überzeugte, aus ihnen zu feuern; er führte Wolodja in der Nacht mit einer Laterne auf der ganzen Bastion herum, wie in seinem Gemüsegarten, und versprach, zum nächsten Tage alles instandzusetzen. Die Blindage, zu der sein Führer ihn begleitete, war eine in steinigem Boden ausgegrabene, zwei Kubikfaden große und mit ellendicken Eichenbalken bedeckte, längliche Grube. Hier quartierte Wolodja sich mit seinen Soldaten ein.

Wlang war der erste, der – sobald er die nur etwas über eine Elle hohe Tür der Blindage bemerkte – allen voran spornstreichs darauf zulief, hineinstürzte, wobei er sich beinahe an den Steinen zerschlug und sich in einen Winkel drückte, aus dem er auch nicht mehr hervorkam. Als alle Soldaten sich längs der Wände auf dem Fußboden niedergelassen und einige von ihnen ihre Pfeifen angezündet hatten, schlug Wolodja in einer Ecke sein Lager auf, zündete ein Licht an

und legte sich, eine Zigarette rauchend, auf die Pritsche. Über der Blindage tönten die Schüsse zwar ununterbrochen, aber nicht sehr laut; eine Ausnahme hiervon machte nur eine Kanone, welche dicht neben der Blindage stand und sie durch ihren Donner erschütterte. In der Blindage selbst war es still; die Soldaten, die in Gegenwart des neuen Offiziers noch scheu waren, sprachen nur selten miteinander: einer bat den andern, ihm Platz zu machen oder Feuer für seine Pfeife zu geben; eine Ratte nagte irgendwo zwischen den Steinen; Wlang, der noch nicht ganz zu sich gekommen war und scheu um sich blickte, seufzte zuweilen laut auf. Wolodja empfand auf seinem Lager, in der stillen, menschenüberfüllten Ecke, die nur durch eine Kerze erhellt wurde, dasselbe Gefühl der Behaglichkeit und Gemütlichkeit, das er als Kind gekannt hatte, wenn er beim Versteckspiel in den Schrank oder unter das Kleid der Mutter gekrochen war und mit verhaltenem Atem gehorcht, sich vor der Finsternis gefürchtet und dabei doch ein unerklärliches

Vergnügen empfunden hatte. Ihm war ein wenig bang und dennoch froh zumute.

\*

## XXI.

Nach etwa zehn Minuten wurden die Soldaten mutig und begannen ein Gespräch. In der Nähe des Lichtes und des Offiziersbettes hatten die bedeutenderen Persönlichkeiten Platz genommen: zwei Feuerwerker, – der eine ein grauhaariger Alter mit allen Medaillen und Kreuzen, ausgenommen das Georgskreuz; der andere, ein junger Bursche der gedrehte Zigaretten rauchte. Wie immer hatte der Trommler die Pflicht übernommen, den Offizier zu bedienen. Die Bombardiere und die Reiter saßen in der Mitte, und dort im Halbdunkel neben dem Eingang waren die »Unterwürfigen« placiert. Unter diesen begann das Gespräch. Den Anlaß dazu gab der Lärm, den ein in die Blindage stürzender Soldat verursachte.

»Na, Bruder, hast du's auf der Straße nicht ausgehalten? Singen die Mädchen nicht schön?« fragte der eine.

»Sie singen so wunderschöne Lieder, wie man sie bei uns im Dorfe niemals gehört hat,« erwiderte lachend der Neueingetretene.

»Ah, Waßin mag die Bomben nicht! ach, er mag sie gar nicht!« sagte einer aus der Aristokratenecke.

»Ach was! Wenn es sein muß, ist es ganz etwas anderes,« sprach langsam Waßin, bei dessen Worten alle übrigen zu schweigen pflegten, »am 24. haben wir im ärgsten Feuer gestanden, was war denn dabei?; aber wenn man zwecklos totgeschossen wird, hat unsereins davon nicht einmal den Dank der Obrigkeit.«

Bei diesen Worten Waßins fingen alle zu lachen an.



»Und Melnikow sitzt wohl noch immer draußen?« fragte jemand.

»Schickt ihn doch her, den Melnikow,« fügte der alte Feuerwerker hinzu, »er wird sonst wirklich zwecklos totgeschossen.«

»Wer ist dieser Melnikow?« erkundigte sich Wolodja.

»Das ist so ein einfältiger, junger Soldat, Euer Wohlgeboren; er fürchtet nichts auf der Welt und spaziert jetzt immer draußen umher. Belieben Sie ihn einmal anzusehen: er sieht einem Bären ähnlich.«

»Er kann besprechen,« ertönte die langsame Stimme Waßins aus der andern Ecke.

Melnikow trat in die Blindage. Er war sehr dick (was bei Soldaten außerordentlich selten ist), rothaarig und rotwangig, hatte eine sehr stark gewölbte Stirn und hervortretende, hellblaue Augen.

»Na, fürchtest du dich vor den Bomben?«  
fragte Wolodja.

»Weshalb sollte ich mich vor den Bomben fürchten?« antwortete Meljnikow, sich kratzend, »ich werde nicht durch eine Bombe sterben, das weiß ich.«

»So möchtest du ganz hier wohnen?«

»Natürlich möchte ich, hier ist's lustig,«  
sagte er und lachte plötzlich auf.

»O, da muß man dich zu einem Ausfall mitnehmen. Willst du, so sag' ich's dem General,« meinte Wolodja, obgleich er hier keinen einzigen General kannte.

»Warum sollt' ich's nicht wollen? Freilich will ich's!« Und Meljnikow versteckte sich hinter den andern.

»Kommt, Kinder, wir wollen ›Nase‹ spielen! Wer hat Karten?« ließ sich seine hastige Stimme vernehmen.

Und wirklich, bald begann in der hintersten Ecke das Spiel, man hörte die Schläge auf die Nase, Lachen und Trumpfen. Wolodja trank Tee aus dem Ssamowar, den ihm der Trommler aufgestellt hatte, bewirtete die Feuerwerker, plauderte und scherzte mit ihnen, um sich populär zu machen, und war sehr befriedigt von der Hochachtung, die man ihm erwies. Auch die Soldaten wurden gesprächig, als sie merkten, daß er ein leutseliger Herr war. Einer von ihnen erzählte, nun werde der Belagerungszustand für Sewastopol bald aufhören, denn ein sehr zuverlässiger Marinesoldat habe ihm gesagt, Konstantin, der Bruder des Zaren, näherte sich mit der »amerikanischen« Flotte zum Entsatz; und es werde eine Abmachung getroffen werden, daß zwei Wochen nicht gefeuert, sondern gerastet werden solle, und wer trotzdem feuerte, sollte für jeden Schuß fünfundsiebzig Kopeken bezahlen.

Alles das amüsierte Wolodja sehr. Er fühlte nicht nur keine Angst und nicht das geringste Unbehagen wegen der Enge und

der schweren Luft in der Blindage, ihm war vielmehr lustig und behaglich zumute.

Viele Soldaten schnarchten schon. Wlang hatte sich ebenfalls auf den Boden ausgestreckt; der alte Feuerwerker hatte seinen Mantel ausgebreitet, bekreuzigte sich und murmelte vor dem Einschlafen Gebete, als Wolodja auf einmal Lust bekam, aus der Blindage hinauszugehen und nachzuschauen, wie es draußen stand.

»Füße weg!« riefen die Soldaten einander zu, sobald er sich erhoben hatte, zogen die Füße an sich und gaben ihm den Weg frei.

Wlang, der zu schlafen schien, hob plötzlich den Kopf und packte Wolodja an den Mantelschößen.

»Nicht doch! Gehen Sie nicht! Wie kann man nur!« sagte er in weinerlichem, überredendem Tone; »Sie kennen das noch nicht! Dort fällt ja eine Kugel nach der andern. Bleiben Sie doch lieber hier!«

Aber Wolodja hörte nicht auf Wlangs Bitten, verließ die Blindage und setzte sich auf die Schwelle, auf der schon Meljnikow saß.

Die Luft war rein und frisch – besonders im Vergleich zu der Luft in der Blindage –, die Nacht klar und still. Durch den Donner der Geschütze hindurch hörte man das Knarren der Wagen, welche Schanzkörbe herbeiführten, und die Stimmen der Leute, die im Pulverkeller arbeiteten. Über dem Haupte wölbte sich der hohe, sternbedeckte Himmel, an dem die Feuerstreifen der Bomben unaufhörlich dahinflogen; etwas weiter nach links führte eine kleine Öffnung in eine andere Blindage, in der Füße und Rücken der dort wohnenden Matrosen sichtbar und deren Stimmen hörbar waren; vor sich erblickte Wolodja die Erhöhung des Pulverkellers, an dem gebückte Gestalten vorbeihuschten, während oben auf der Wölbung, mitten unter Bomben und Kanonen, die hier unaufhörlich vorüberpiffen, eine hohe Gestalt in schwarzem Paletot stand, die

Hände in den Taschen hielt und mit den Füßen die Erde festtrampelte, die von den andern Leuten in Säcken hingetragen wurde. Oft kam eine Bombe dahergesaust und platzte ganz in der Nähe des Kellers. Die Soldaten, welche die Erde schleppten, bückten sich oder wichen zur Seite; die schwarze Gestalt aber rührte sich nicht vom Platz, sondern fuhr fort, in derselben Stellung die Erde zu treten.

»Wer ist der Schwarze da?« fragte Wolodja den Meljnikow.

»Ich weiß nicht; ich will hin und nachschauen.«

»Geh nicht! es ist nicht notwendig.«

Aber Meljnikow gehorchte nicht, stand auf, ging auf die schwarze Gestalt zu und blieb lange ebenso gleichmütig und unbeweglich neben ihr stehen.

»Es ist der Kelleraufseher, Euer Wohlgeboren,« sagte er, als er zurückkam;

»eine Bombe hat den Pulverkeller  
beschädigt, nun schleppen Infanteristen  
Erde hin.«

Zuweilen schienen die Bomben direkt auf  
die Tür der Blindage zuzufliegen. Dann  
drückte Wolodja sich in die Ecke, steckte  
aber bald wieder den Kopf vor, um  
hinaufzublicken, ob sie auf die Blindage  
fielen. Obgleich Wlang von der Blindage  
aus Wolodja wiederholt anflehte,  
zurückzukommen, saß dieser fast drei  
Stunden auf der Schwelle und fand ein  
gewisses Vergnügen an diesem  
Herausfordern des Schicksals und am  
Beobachten der Bomben. Gegen Ende des  
Abends wußte er schon, wieviel Geschütze  
und von woher sie feuerten, und wohin ihre  
Geschosse trafen.

\*

## **XXII.**

Am andern Tage, dem 27. August, trat  
Wolodja nach zehnstündigem Schlafe

frühmorgens frisch und gut gelaunt auf die Schwelle der Blindage. Wlang war mit ihm zugleich zum Vorschein gekommen, stürzte aber beim ersten Kugelpfeifen kopfüber in die Blindage zurück, unter dem allgemeinen Gelächter der zum größten Teil ebenfalls an die Luft gekommenen Soldaten. Wlang, der alte Feuerwerker und ein paar andere gingen nur selten in den Laufgraben hinaus, die übrigen aber ließen sich nicht zurückhalten: sie eilten alle aus der dumpfigen Blindage in die frische Morgenluft und lagerten sich, obgleich das Bombardement noch grade so heftig war wie am Vorabend, teils an der Schwelle, teils unter der Brustwehr. Meljnikow spazierte schon seit dem Morgengrauen auf den Batterien umher, gleichgültig nach oben blickend.

An der Schwelle saßen zwei alte Soldaten und ein junger, kraushaariger, jüdischer Soldat, der von der Infanterie abkommandiert war. Er hatte eine der umherliegenden Flintenkugeln aufgehoben, sie auf einem Steine mit einem Sprengstück



plattgeschlagen und schnitt nun mit dem  
Messer ein Georgskreuz daraus; die andern  
sahen plaudernd seiner Arbeit zu. Das  
Kreuz wurde wirklich sehr hübsch.

»Wenn wir noch eine Weile in Sewastopol  
bleiben,« sagte der eine, »wird nach  
Friedensschluß für uns alle Zeit sein, den  
Abschied zu bekommen.«

»Freilich! ich hatte so wie so nur noch vier  
Jahre zu dienen, und jetzt stehe ich schon  
fünf Monate vor Sewastopol.«

»Das wird nicht gerechnet, heißt es.« In  
diesem Augenblick pfiff eine  
Kanonenkugel über die Köpfe der  
Sprechenden dahin und sauste kaum eine  
Elle weit von Meljnikow, der sich eben  
durch den Laufgraben näherte, zu Boden.

»Fast hätte sie Meljnikow getötet!« rief ein  
Soldat.

»Mich tötet sie nicht!« antwortete  
Meljnikow.

»Da hast du das Kreuz für deine Tapferkeit!« sprach der junge Jude, indem er das Kreuz, das er geschnitzt hatte, Meljnikow überreichte.

»Nein, Brüderchen, hier wird ein Monat für ein Jahr gerechnet, so lautet der Befehl,« wurde das Gespräch fortgesetzt.

»Wie man die Sache auch betrachtet, jedenfalls wird nach Friedensschluß eine Kaiserparade in Warschau abgehalten, und wenn wir nicht den Abschied bekommen, so werden wir auf unbestimmte Zeit beurlaubt.«

Da flog eine Kugel zischend dicht über die Köpfe der Soldaten vorüber und prallte an einen Stein.

»Paßt auf, noch vor Abend können wir den *vollen* Abschied erhalten!« sagte jemand.

Alle lachten auf.

Und nicht erst vor Abend: schon nach zwei Stunden hatten zwei von ihnen den »vollen Abschied« erhalten, fünf andere waren verwundet; die Übrigbleibenden aber scherzten weiter wie bisher.

Am Morgen wurden die beiden Mörser wirklich soweit instand gesetzt, daß man aus ihnen schießen konnte. Um zehn Uhr rief Wolodja auf Befehl des Bastionchefs seine Soldaten heraus und begab sich mit ihnen auf die Batterie.

Man merkte den Soldaten auch nicht eine Spur der Angst an, die sie gestern verraten hatten, sobald sie an die Arbeit gingen. Nur Wlang konnte sich nicht beherrschen: er bückte und bog sich noch wie gestern, und auch Waßin verlor ein wenig seine Ruhe, hastete vorwärts oder duckte sich nieder. Wolodja dagegen war in ungewöhnlicher Begeisterung: ihm kam gar nicht der Gedanke an eine Gefahr. Die Freude darüber, daß er seine Pflicht tue, daß er nicht feig, sondern sogar tapfer sei, das Gefühl, daß er der Anführer sei und daß

zwanzig Mann ihn, wie er wußte, neugierig beobachteten, machten aus ihm einen Helden. Er prahlte sogar mit seiner Tapferkeit vor den Soldaten: er stieg wiederholt auf die Brustwehrbank und knöpfte seinen Mantel auf, damit man ihn besser bemerke. Der Bastionschef, der grade einen Rundgang durch seine Wirtschaft machte, wie er sich ausdrückte, konnte – so sehr er sich auch während der acht Monate an Tapferkeit in jeder Form gewöhnt hatte – nicht umhin, wohlgefällig den hübschen Jüngling zu betrachten, der in offenem Mantel, unter dem ein rotes, den weißen, zarten Hals umschließendes Hemd sichtbar war, mit glühenden Wangen und glänzenden Augen in die Hände klatschte, mit klangvoller Stimme kommandierte: »eins, – zwei!« und dann fröhlich die Brustwehr hinanlief, um zu sehen, wo seine Bombe einschlägt.

Um halb zwölf hörte das Schießen auf beiden Seiten auf, und punkt zwölf Uhr begann der Sturm auf den Malachowhügel, auf die zweite, dritte und fünfte Bastion.

\*

### XXIII.

Diesseits der Bucht, zwischen Inkermann und den nördlichen Befestigungen, auf dem Telegraphenhügel, befanden sich um die Mittagszeit zwei Marineoffiziere: der eine schaute durch ein Fernrohr nach Sewastopol hinüber, der andere war, von einem Kosaken begleitet, eben erst an die hohe Signalstange herangeritten.

Die Sonne stand hoch und hell über der Bucht, die in dem frohen und warmen Glanze mit den ruhig daliegenden Schiffen und den sich bewegenden Segeln und Böten spielte. Ein leichter Wind bewegte kaum bemerkbar die trocknenden Blätter des Eichengestrüppes neben dem Telegraphen, blähte die Segel der Bote und schaukelte die Wellen. Sewastopol, noch immer dasselbe Sewastopol mit seiner unvollendeten Kirche, seiner Säule, seinem Hafenquai, mit dem grünen Boulevard auf

der Höhe und dem prächtigen  
Bibliotheksgebäude, mit seinen kleinen,  
azurblauen, von Masten bedeckten  
Buchten, mit den malerischen Bogen der  
Wasserleitung und den Wolken blauen  
Pulverdampfes, die zuweilen durch die rote  
Flamme der Schüsse beleuchtet wurden, –  
immer noch dasselbe schöne, festliche,  
stolze Sewastopol, auf der einen Seite von  
gelben, rauchenden Bergen umgeben, auf  
der andern vom leuchtend blauen, in der  
Sonne glitzernden Meer begrenzt, – war  
jenseits der Bucht sichtbar. Am Horizonte,  
über den sich der schwarze Rauchstreifen  
eines Dampfers legte, zogen lange, weiße  
Wolken hin, die Wind ankündigten. Auf der  
ganzen Linie der Befestigungen, besonders  
auf den Bergen der linken Seite, oft an  
mehreren Stellen zugleich, entstanden  
immer wieder unter Blitzen, die bisweilen  
sogar in der Mittagssonne leuchteten,  
dichte, zusammengeballte, weiße  
Rauchmassen; sie breiteten sich aus,  
nahmen verschiedene Formen an, stiegen  
auf und hoben sich dunkler vom Himmel  
ab. Diese Rauchwolken bildeten sich bald

hier bald dort, auf den Bergen, auf den Batterien des Feindes, in der Stadt und hoch am Himmel. Das Getöse der platzenden Bomben verstummte nicht und erschütterte die Luft stets von neuem.

Gegen zwölf Uhr zeigten sich die Rauchwölkchen immer seltener und das Getöse ließ nach.

»Aber die zweite Bastion antwortet gar nicht mehr,« sagte der zu Pferde sitzende Offizier, »sie ist ganz zusammengeschossen, – schrecklich!«

»Und auch der Malachow antwortet auf drei Schüsse kaum mit einem,« sprach der, welcher durchs Fernrohr blickte, »das macht mich wütend, daß sie schweigen! Die Kugeln treffen direkt in die Kornilowbatterie, – und sie erwidern das Feuer nicht!«

»Aber sieh, – wie ich gesagt habe, – gegen zwölf Uhr hört das Bombardement immer auf. Auch heute ist's so. Gehen wir lieber

frühstücken, – man erwartet uns jetzt schon,  
– es gibt ja nichts mehr zu sehen!«

»Wart', stör' mich nicht!« antwortete der  
mit dem Fernrohr, der jetzt besonders  
gespannt nach Sewastopol hinüberblickte.

»Was ist denn los? Was?«

»Bewegung in den Laufgräben, dichte  
Kolonnen rücken vor.«

»Das sieht man auch so,« sagte der andere,  
»sie rücken in Kolonnen heran. Wir müssen  
das Signal geben.«

»Sieh nur, sieh! sie haben die Laufgräben  
verlassen!« In der Tat, man sah auch mit  
bloßem Auge, wie sich dunkle Flecken  
bergabwärts über das Tal von den  
französischen Batterien zu den Bastionen  
bewegten. Vor diesen Flecken sah man  
dunkle Streifen schon dicht vor unserer  
Gefechtslinie. Auf den Bastionen qualmten  
an verschiedenen Stellen weiße Wolken von  
Pulverdampf auf. Der Wind trug den Lärm



des beiderseitigen Gewehrfeuers herüber: es war, als prasselte heftiger Regen an eine Fensterscheibe. Die schwarzen Streifen schoben sich mitten im Pulverdampf näher und näher. Das Geknatter der Schüsse wurde stärker und stärker und ging in ein ununterbrochenes, rollendes Krachen über. Der Rauch, der immer öfter aufstieg, verbreitete sich schnell über die ganze Linie und bildete schließlich eine bläuliche, auf- und abwogende Wolke, in der hier und da feurige und schwarze Punkte auftauchten; alle Töne vereinigten sich zu einem einzigen rollenden Donner.

»Sturm!« sagte der eine Offizier bleichen Antlitzes und überließ das Fernrohr dem andern.

Kosaken galoppierten über den Weg, Offiziere ritten vorüber, der Höchstkommmandierende fuhr mit seiner Suite vorbei. Aus allen Gesichtern las man heftige Erregung und Erwartung.

»Es kann nicht sein, daß sie ihn genommen haben!« sagte der Offizier zu Pferde.

»Bei Gott, die Fahne! sieh doch, sieh!« rief der andere atemlos und wandte sich vom Fernrohr fort, »die französische Fahne auf dem Malachow!«

»Unmöglich!«

\*

## XXIV.

Der ältere Koselzow, der in der Nacht beim Kartenspiel zuerst gewonnen und dann wieder alles verloren hatte, sogar die in den Ärmelaufschlag eingenähten Goldstücke, schlief am Morgen noch einen ungesunden, schweren, aber festen Schlaf in der Verteidigungskaserne der fünften Bastion, als plötzlich, von verschiedenen Stimmen wiederholt, der verhängnisvolle Ruf ertönte:

»Alarm!«

»Was schlafen Sie, Michael Ssemjonowitsch? Alarm!« schrie ihn eine Stimme an.

»Wahrscheinlich ein Schulbube,« murmelte er, die Augen öffnend und dem Ruf nicht traugend.

Aber da sah er einen Offizier ohne erkennbaren Grund mit so bleichem Gesicht aus einer Ecke in die andere laufen, daß er alles begriff. Der Gedanke, daß man ihn für einen Feigling halten könnte, der im kritischen Augenblick nicht zu seiner Kompagnie gehen wollte, entsetzte ihn. Er lief spornstreichs zur Kompagnie. Das Geschützfeuer hatte aufgehört, das Geknatter der Gewehre aber war in vollem Gange; die Kugeln sausten nicht mehr einzeln durch die Luft, sondern flogen in Scharen wie ein Schwarm von Zugvögeln über die Köpfe dahin. Der ganze Platz, auf dem gestern sein Bataillon gestanden, war in Rauch gehüllt; man hörte verworrenes Schreien und Rufen, verwundete und nicht verwundete Soldaten kamen ihm in ganzen

Gruppen entgegen. Nachdem er noch etwa dreißig Schritte gelaufen war, sah er seine Kompanie, die sich dicht an eine Wand gedrückt aufgestellt hatte.

»Die Schwarz-Redoute ist genommen,« sagte ein junger Offizier, »alles ist verloren.«

»Unsinn!« rief Koselzow ärgerlich, zog seinen kleinen, eisernen, stumpfen Säbel und schrie:

»Vorwärts Kinder, hurra!«

Die Stimme war klangvoll und laut und regte Koselzow selbst an. Er eilte vorwärts, den Querwall entlang; etwa fünfzig Mann Soldaten liefen mit Geschrei hinter ihm her. Er stürmte hinter dem Querwall hervor auf einen offenen Platz; die Kugeln flogen buchstäblich hageldicht. Zwei davon trafen ihn, aber wo und wie, – ob sie ihn gestreift oder verwundet, – das zu entscheiden hatte er keine Zeit. Vor ihm im Pulverdampf waren bereits blaue Waffenröcke und rote

Hosen zu sehen und fremde Rufe zu hören. Ein Franzose stand auf der Brustwehr, schwenkte die Mütze und schrie etwas. Koselzow war überzeugt, daß er fallen werde: das eben verlieh ihm eine solche Tapferkeit. Er stürmte vorwärts und vorwärts. Einige Soldaten überholten ihn, andere tauchten von der Seite her auf und liefen ebenfalls mit. Die blauen Uniformen blieben in stets gleicher Entfernung, indem sie vor ihm zu ihren Laufgräben zurückliefen, aber er stolperte über Verwundete und Tote. Als er bereits bis an den Außengraben gelaufen war, wurde es ihm dunkel vor den Augen und er fühlte einen Schmerz in der Brust.

Eine halbe Stunde später lag er auf einer Tragbahre bei der Nikolajewschen Kaserne und wußte, daß er verwundet sei, fühlte aber fast gar keinen Schmerz; er sehnte sich nur darnach, etwas Kaltes zu trinken und ruhig dazuliegen.

Ein kleiner, dicker Doktor mit großem, schwarzem Backenbart trat an ihn heran

und knöpfte ihm den Mantel auf. Koselzow sah über das Kinn hinüber auf das, was der Doktor mit seiner Wunde machte, und auf das Gesicht des Doktors, empfand aber noch immer keinen Schmerz. Der Doktor bedeckte die Wunde mit dem Hemde, wischte sich die Finger an den Schößen seines Überrockes und ging schweigend, ohne den Verwundeten anzublicken, zu einem anderen. Koselzow verfolgte unbewußt alles, was um ihn her vorging, und als er sich erinnerte, wie es auf der fünften Bastion gewesen war, dachte er mit einem ungemein angenehmen und zufriedenen Gefühl daran, daß er seine Pflicht getreulich erfüllt hatte, daß er zum ersten Male während seiner ganzen Dienstzeit sich so gut benommen, als es überhaupt möglich war, und daß er sich nicht den geringsten Vorwurf zu machen habe. Der Doktor, der einen anderen, verwundeten Offizier verband, sagte, auf Koselzow deutend, einige Worte zu einem Geistlichen, der mit einem Kreuze in der Hand dastand.

»Werde ich sterben?« fragte Koselzow den Geistlichen, als dieser zu ihm gekommen war.

Der Geistliche antwortete nicht, sprach ein Gebet und reichte dem Verwundeten das Kreuz.

Koselzow fürchtete den Tod nicht. Er nahm mit schwacher Hand das Kreuz, drückte es an seine Lippen, und Tränen traten in seine Augen.

»Sind die Franzosen zurückgeschlagen?« fragte er den Geistlichen mit fester Stimme.

»Der Sieg ist überall unser,« antwortete der Geistliche, um den Verwundeten zu trösten, er verhehlte ihm, daß auf dem Malachowhügel schon die französische Fahne wehte.

»Gott sei Dank,« sagte der Verwundete, und fühlte nicht, wie ihm die Tränen über die Wangen rannen.

Der Gedanke an seinen Bruder tauchte für einen Augenblick in seinem Kopfe auf.  
»Gott gebe ihm ein gleiches Glück,« dachte er.

\*

## XXV.

Aber ein solches Geschick erwartete Wolodja nicht. Er lauschte gerade einem Märchen, das Waßin ihm erzählte, als plötzlich der Ruf ertönte: »Die Franzosen kommen!« Alles Blut strömte ihm einen Augenblick lang nach dem Herzen, und er fühlte, wie seine Wangen bleich und kalt wurden. Eine Sekunde blieb er unbeweglich; als er sich aber umblickte, sah er, daß die Soldaten ziemlich ruhig ihre Mäntel zuknöpfen, und einer nach dem andern aus der Blindage krochen, während einer von ihnen, – ich glaube, es war Meljnikow, – scherzend sagte:

»Bringt ihm Salz und Brot als Willkommgruß entgegen, Kinder!«



Wolodja kroch mit Wlang, der keinen Schritt von ihm wich, aus der Blindage und lief zur Batterie. Das Artilleriefeuer war von beiden Seiten eingestellt. Es war weniger das ruhige Aussehen der Soldaten, als vielmehr die jämmerliche, unverhohlene Feigheit des Junkers, die ihn ermutigte. »Darf ich ihm denn gleichen?« dachte er sich, und lief fröhlich bis zur Brustwehr, an der seine Mörser standen. Er sah genau, wie die Franzosen über einen freien Platz grade auf ihn zukamen, und wie ihre Scharen mit den in der Sonne blitzenden Bajonetten sich in den nächsten Laufgräben bewegten. Einer von ihnen, ein kleiner, breitschulteriger Mann in Zuavenuniform, mit einem Degen an der Seite, lief voran und sprang über die Gräben. »Mit Kartätschen schießen!« schrie Wolodja, von der Brustwehrbank herunterspringend; doch die Soldaten waren ihm schon zuvorgekommen, und der metallische Ton einer abgeschossenen Kartätsche pfiff über seinen Kopf hin, zuerst aus einem, dann aus dem zweiten Mörser. »Den ersten, den zweiten!« kommandierte Wolodja, indem er

die Linie entlang von einem Mörser zum andern lief und die Gefahr vollständig vergaß. Von der Seite her ertönte das nahe Gewehrfeuer unserer Bedeckungsmannschaft und unruhiges Geschrei.

Plötzlich erklang links, von mehreren Stimmen wiederholt, der durchdringende Verzweiflungsschrei: »Sie umzingeln uns, sie umzingeln uns!« Wolodja blickte sich auf den Ruf hin um. Etwa zwanzig Mann Franzosen zeigten sich im Rücken. Einer von ihnen, ein hübscher, schwarzbärtiger Mann, war allen voran bis auf zehn Schritte an die Batterie herangekommen, blieb dann stehen, gab einen Schuß direkt auf Wolodja ab und lief dann weiter auf ihn zu. Eine Sekunde stand Wolodja wie versteinert da und traute seinen Augen nicht. Als er zu sich kam und sich umschaute, waren vor ihm aus der Brustwehr schon blaue Uniformen, ja kaum zehn Schritte von ihm entfernt vernagelten zwei Franzosen bereits eine Kanone. Ringsumher war außer Meljnikow, der neben ihm lag, durch eine

Gewehr- und Geschützhebel gepackt hatte und mit wütendem Gesichtsausdrucke vorwärts stürzte, niemand zu sehen. »Mir nach, Wladimir Ssemjonowitsch, mir nach!« schrie die verzweifelte Stimme Wlangers, der mit dem Hebel gegen die Franzosen ausholte, welche von hinten gekommen waren. Das wutentstellte Gesicht des Junkers machte sie stutzig. Einem von ihnen, dem Vordersten, versetzte er einen Schlag auf den Kopf, die andern blieben unwillkürlich stehen, und Wlang, der sich immer noch umsah und verzweifelt schrie: »Mir nach, Wladimir Ssemjonowitsch, warum stehen Sie? fliehen Sie!« lief zum Laufgraben, in dem unsere Infanterie lag und auf die Franzosen schoß. Als er im Laufgraben war, steckte er den Kopf wieder hervor, um zu sehen, was sein vergötterter Fähnrich mache. Auf dem Platze, wo Wolodja gestanden hatte, lag mit dem Gesicht zur Erde etwas in einen Mantel Gehülltes und der ganze Platz wimmelte von Franzosen, die auf die Unsrigen schossen.

\*

## XXVI.

Wlang fand seine Batterie in der zweiten Verteidigungslinie. Von den zwanzig Soldaten, die bei der Mörserbatterie gewesen waren, hatten nur acht sich gerettet.

Gegen neun Uhr abends fuhr Wlang mit der Batterie auf einem mit Soldaten, Kanonen, Pferden und Verwundeten beladenen Dampfer nach der Nordseite hinüber. Es wurde nirgends mehr geschossen. Die Sterne glänzten wie in der vergangenen Nacht hell am Himmel, aber ein heftiger Wind bewegte das Meer. Auf der ersten und zweiten Bastion flammten dicht über der Erde Blitze auf; Explosionen erschütterten die Luft und beleuchteten ringsumher schwarze, seltsame Gegenstände und in die Luft fliegende Steine. In der Nähe des Docks brannte etwas, und die rote Flamme spiegelte sich im Wasser. Die von

Menschen überfüllte Brücke war durch ein auf der Nikolajewschen Batterie brennendes Feuer erhellt. Eine große Flamme schien über dem Wasser auf dem fernen Vorsprung der Alexandrowschen Batterie zu stehen und beleuchtete den unteren Teil einer Rauchwolke, die darüber lag, und wie gestern schimmerten die ruhigen, herausfordernden, fernen Feuer auf der feindlichen Flotte draußen auf dem Meer. Ein frischer Wind bewegte die See. Im Scheine der Feuerbrände sah man die Masten der versenkten russischen Schiffe, die langsam tiefer und tiefer sanken. Ein Gespräch war auf dem Verdeck des Dampfers nicht zu hören; durch das gleichmäßige Geräusch der zerteilten Wellen und des Dampfers hindurch vernahm man nur das Schnauben und Stampfen der Pferde, die Kommandoworte des Kapitäns und das Stöhnen der Verwundeten. Wlang, der den ganzen Tag nichts gegessen hatte, zog ein Stück Brot aus der Tasche und begann zu kauen. Doch plötzlich erinnerte er sich an Wolodja und

schluchzte so laut auf, daß die Soldaten neben ihm es hörten.

»Schau, unser Wlanga ißt und weint zugleich,« sagte Waßin.

»Merkwürdig!« sagte ein anderer, »und sieh, jetzt haben sie auch unsere Kasernen angezündet,« fuhr er seufzend fort, »und wie viele von den Unsern sind dort gefallen! Und dennoch hat der Franzose es bekommen.«

»Kaum daß wir selbst mit dem Leben davongekommen sind; auch dafür sei dir Dank, Herrgott!« sprach Waßin.

»Aber kränkend ist es doch.«

»Ach, wieso kränkend? Wird man ihn denn hier in Ruhe lassen? Paß nur auf, die Unsrigen nehmen es ihm wieder. So viele von den Unsern dort auch umgekommen sind – so wahr Gott heilig ist –, wenn der Kaiser befiehlt, nehmen wir's zurück. Glaubst du denn, daß die Unsern es ihm so

lassen? Freilich! Die nackten Wände mag er haben, die Schanzen sind alle in die Luft gesprengt; auf dem Hügel hat er sein Fähnchen zwar aufgesteckt, aber in die Stadt traut er sich nicht. Wart' nur, mit dir werden wir noch Abrechnung halten, laß uns nur Zeit,« schloß er, zu den Franzosen gewandt.

»Natürlich wird's so kommen,« erwiderte der andere mit Überzeugung.

Auf der ganzen Linie der Bastionen von Sewastopol, auf denen so viele Monate hindurch ungewöhnliches, energisches Leben geherrscht hatte, die so viele Monate hindurch mit angesehen hatten, wie die Helden einer nach dem andern starben, und die so viele Monate hindurch das Entsetzen, den Haß und schließlich das Entzücken der Feinde erregt hatten, – auf den Bastionen von Sewastopol war niemand mehr zu sehen. Alles war tot, öde, schrecklich, aber nicht still: immer noch setzte das Werk der Zerstörung sich fort. Auf der durch Explosionen aufgerissenen und

zusammenstürzenden Erde lagen überall verbogene Lafetten über den Leichen der Russen wie der Franzosen; schwere, gußeiserne, auf immer verstummte Kanonen, die durch eine fürchterliche Gewalt in Gruben geworfen und halb mit Erde verschüttet waren; Bomben, Kanonenkugeln, wiederum Leichen, Gräben, Trümmer von Balken aus den Blindagen und wieder stille Leichen in grauen und blauen Uniformen. Alles dies bebte noch und wurde immer wieder von den roten Flammen der Explosionen beleuchtet, die fortgesetzt die Luft erschütterten.

Die Franzosen sahen, daß irgend etwas Unbegreifliches in dem schrecklichen Sewastopol vor sich ging. Diese Explosionen und das Todesschweigen auf den Bastionen machten sie erzittern; aber sie wagten unter dem Eindruck des starken, ruhigen Widerstandes des Tages noch nicht zu glauben, daß ihr unerschütterlicher Feind verschwunden sei, und schweigend, ohne



sich zu rühren, erwarteten sie zitternd das Ende der finsternen Nacht.

Wie das Meer in stürmischer, dunkler Nacht auf und nieder wogt und in seiner ganzen Masse aufgeregter erbebt und an das Ufer schlägt, so bewegt sich das Heer von Sewastopol durch die undurchdringliche Finsternis der Nacht über die Brücke zur Nordseite hin, fort von dem Orte, an dem es so viele tapfere Brüder gelassen, von dem Orte, der mit seinem Blute ganz durchtränkt war, von dem Orte, den es elf Monate lang gegen einen doppelt so starken Feind verteidigt hatte, und den es jetzt auf Befehl ohne Kampf verlassen mußte.

Unbegreiflich und schwer war für jeden Russen der erste Eindruck dieses Befehls. Das zweite Gefühl war die Angst vor Verfolgung. Die Soldaten fühlten sich schutzlos, sobald sie die Orte verließen, auf denen sie zu kämpfen gewohnt waren, und drängten sich aufgeregter in der Finsternis an der Brücke zusammen, die von einem heftigen Winde geschaukelt wurde. Die

Infanterie staute sich, mit den Bajonetten aneinander stoßend, die Regimenter, Wagen und Milizen drängten sich zusammen, die berittenen Offiziere bahnten sich – Befehle ausrufend – ihren Weg, die Einwohner und die Offiziersburschen, deren beladene Wagen nicht durchgelassen wurden, weinten und flehten. Unter Rädergerassel eilte die Artillerie zur Bucht hinaus, um sich so schnell als möglich zu retten. Trotzdem alle durch verschiedene, hastige Beschäftigungen in Anspruch genommen waren, lebte doch in der Seele eines jeden der Selbsterhaltungstrieb und der Wunsch, so schnell als möglich diesem schrecklichen Orte des Todes zu entfliehen. Dieses Gefühl hatte der tödlich verwundete Soldat, der unter fünfhundert ebensolcher Verwundeter auf dem Steinboden des Paulsquais lag und Gott um den Tod bat; und der Landwehrmann, der sich unter Aufbietung der letzten Kraft in die Menge drängte, um einem vorüberreitenden General Platz zu machen, und der General, der mit fester Stimme den Übergang leitete und die Eile der Soldaten mäßigte; und der

Matrose, der in ein marschierendes Bataillon geraten war und von der wogenden Menge fast erdrückt wurde; und der verwundete Offizier, den vier Soldaten auf einer Tragbahre trugen und, durch die gestaute Menschenmasse aufgehalten, bei der Nikolajewschen Batterie zu Boden setzten; und der Artillerist, der seit sechzehn Jahren sein Geschütz bedient hatte und es auf den ihm unverständlichen Befehl der Führer mit Hilfe der Kameraden den steilen Abhang die Bucht hinabgestürzt hatte; und die Seeleute, die eben das Wasser in die Schiffe gelassen hatten und in ihren Barkassen mit kräftigem Ruderschlag davonfuhren. Fast jeder Soldat, der an das jenseitige Ufer gelangt war, nahm die Mütze vom Kopf und bekreuzigte sich. Aber hinter diesem Gefühl steckte ein anderes, schweres, nagendes und tieferes Empfinden, das der Reue, der Scham und der Wut ähnlich war. Fast jeder Soldat, der von der Nordseite aus nach dem verlassenen Sewastopol hinüberblickte, seufzte mit unsagbarer Bitterkeit im Herzen auf und drohte dem Feinde.

\*